

VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Giblinge (= 2 Euro) # 0148

JEDE:R
GEWINNT

ALLE
VERLIEREN

dezember 2025

»Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrates à la lanterne!
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Les aristocrates on les pendront
(Sansculotten-Version des französischen
Revolutionssliedes Ah! Ça ira, 1793/94)

»Und in Bonaparte verschmolz der kaiserliche Prätendent so innig mit dem heruntergekommenen Glücksritter, daß die eine große Idee, er sei berufen, das Kaisertum zu restaurieren, stets von der anderen ergänzt ward, das französische Volk sei berufen, seine Schulden zu zahlen.«
(Karl Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, 1852)

»Für unsere Familie und alle Franzosen ist es wichtig, dass die Juwelen in den Louvre zurückkehren.«
(Jean d'Orléans, Graf von Paris, Herzog von Frankreich & Prätendent für den französischen Thron, 2025)

»Hier, im Zentrum von Europa, assoziierten sich die Barbaren aller Sprachen und Nationen unter dem Zepter des Hauses Habsburg.«
(Friedrich Engels, Der Anfang des Endes in Österreich, 1848)

»Am Ende des 1. Weltkriegs, 1918, gab es Revolutionen, es gab Machtwechsel, es gab Demonstrationen in ganz Europa [...] Da haben sich Kaiserin Zita und Kaiser Karl entschlossen, eben einige Objekte in die Schweiz bringen zu lassen. Von dem reinen Privatfamilien-Schmuck.«
(Karl Habsburg-Lothringen, Kaiserenzel, Großmeister St. Georgs-Orden & Habsburg-Familienoberhaupt, 2025)

Dass Städte Straßen nach ehemaligen Bürgermeistern benennen, ist nicht ungewöhnlich - in Linz gibt es etwa die Dinghoferstraße, deren Namensgeber von 1907 - 1918 Linzer Bürgermeister war, aber auch deutschnationaler Antisemit und NSDAP-Mitglied. Bundesweit bekannt ist er nun dank der FPÖ, bzw. dem Nationalratspräsidenten Walter Rosenkranz, der am 11.11. ein Dinghofer-Symposion im Parlament veranstaltete. Die einen schwärmen diese Tage von der Monarchie, andere vom Großdeutschtum oder - wie die FPÖ-geführte steirische Landesregierung - von der Sanktionierung »Arbeitsunwilliger« in der Sozialhilfe mit Haftstrafen. Der Schoß ist fruchtbar noch und die Geister sind nicht totzukriegen. Damit gleich ein Hinweis auf das STWST-Jahresprogramm 2026 unter dem Titel HAUNTED, das auch in der Versorgerin seinen Niederschlag finden wird - mit Beiträgen zu Ideen, Ideologien und Ideologem, die in den Ritzen und Winkeln der Menschheitsgeschichte - zu deren Vor- oder Nachteil - überdauert haben. Bleiben wir aber noch bei dieser Ausgabe, denn sie hat die Aufmerksamkeit verdient: Zu finden sind darin Rückblicke auf STWST84xII FOG MANIFESTO und das 31. MFRU-Festival in Maribor, zu dem die Stadtwerkstatt eingeladen war - damit zusammenhängend auch ein Gespräch mit David Benqué & Lucile Olympe Haute, deren Projekt »Sigil Séance Against Space Billionaires« dort zu sehen war. Überhaupt ist die Versorgerin #148 sehr gesprächig: Sie enthält nämlich zudem Interviews mit Lea Susemichel und Brigitte Theißl vom feministischen Magazin *an.schläge*, mit Davide Bevilacqua von servus.at zu den aktuellen Aktivitäten und Kollaborationen der Netzaktivistin sowie mit Alexander Carstiu von der Berliner Programmschänke *Bajzel* über die permanenten Angriffe durch Israelhasser und Hamas-Sympathisanten. Nicht in Interviewform, aber dennoch mit zivilisatorischem question mark: Svenna Triebler fragt, wie demokratisch Demokratie ist, Paul Schuberth gibt einen Überblick zu den Endphaseverbrechen des Zweiten Weltkriegs, die in der Region unter ziviler Mithilfe begangen wurden, Marcel Matthes denkt anlässlich von Hannah Arendts 50. Todestag über deren Denken nach, Nico Hoppe widmet sich dem Phänomen der »Liminal Spaces« und Stefan Schmitz dem Stilmittel des Voiceover anhand zweier Horrorfilme. Magnus Klaue würdigte die Beschäftigung mit bürgerlicher Subjektkonstitution durch feministische Historikerinnen, Chris Weinhold rezensiert Vladimir Safatles »Zynismus und das Scheitern der Kritik«, Claus Harringer Richard Schuberths neuen Roman »Der Paketzusteller« und Christian Wellmann Electro Guzzis neuestes Schaffen live in der Stadtwerkstatt und auf Platte.

Weil der Ratschlag »Stay hungry!« das Maul etwas voll nimmt, begnügt sich mit einem aristotelisch-mäßvollen stay snacky

die Redaktion

PS: Das Cover verweist auf das im Heft vorkommende STWST84xII FOG MANIFESTO, das mit seinem Nebelkegeln die Win-Win-Situation des kapitalistischen Games neu benannt hat.

Journalistischer Katechismus

Der Journalistische Katechismus ist eine Handreiche für all jene, die dauernd irgendwas mit Medien machen und darum keine Zeit haben, Machiavellis *Principe* zu lesen. Deshalb erscheint er auch häppchenweise in Serie.

Das vierte Hauptstück in Teil III von Band I handelt von dem Schreibstil, der sich für den außerordentlichen Weg eignet.

Welcher Schreibstil ist diesem Wege eigen?

Ein elastischer und zugleich klebriger, der in einer Phänomenologie des journalistischen Erlebnisses auf die Sachen selbst zurückgeht und deren wesentlich verschiedenen *Anschauungen* durch wesentlich gleiche *Floskeln* zur Erfüllung bringt.

Was ist die Beschauung?

Die Beschauung ist eine journalistische Gabe, welche es uns gar leicht macht, mit den modernen Rezeptionsmustern Schritt zu halten, welche Dinge lieber schnell erfassen wollen als sie verstehen (In dubio pro celeitate). Während Kirchenlehrer Augustinus von Hippo so lange differenzierte (manche sagen *rabilisierte*), bis vom Gegenstande nichts mehr übrig war, verfährt die Beschauung umgekehrt: Sie startt ins Nichts und sieht die vollständige Welterklärung zurückstarren. (Omnium habet, qui nihil habet). Ansonsten wäre es auch sehr hart, weiterzukommen.

Gibt es mehr als eine Art der Beschauung?

Es gibt eine dreifache Beschauung, welche mit den drei verschiedenen Stufen, von denen wir im vorigen Kapitel gehandelt haben, lose verbunden sind.

Welches ist die erste Art der Beschauung?

Diese besteht in einer sanften Ruhe, mit der sich journalistische Entitäten als Fürsprecherinnen mehrheitsfähiger Auffassungen wähnen. Das bedeutet nicht, dass sie hingehen und gleich Onan - ihren Fleiß unnötig zur Erde fallen lassen, denn Eigennutz und Allgemeinwohl können trefflich harmonieren: Sollte eine Richterin ein unpopuläres Urteil fällen (das zwar in Einklang mit geltendem Recht steht, aber Volkes Zorn und Lynchlust entfacht), muss die Debatte um eine geforderte Gesetzesverschärfung am Köcheln gehalten werden, um so zur Bildung der *opinio populi* beizutragen, die zwar längst feststeht, aber noch nicht monetarisirt ist. Wenn im Zuge dieser *Gerichterstattung* der Name der Richterin kolportiert wird, welche daraufhin Todesdrohungen erhält, woraufhin die Richtervereinigung dazu aufrufen muss, davon abzusehen und auch das zur Meldung wird, läuft das *bullshit-perpetuum-mobile* wie ein kosmisches Uhrwerk. Natürlich begleitet von der Kautel, wonach die Justiz *unabhängig arbeiten können müsse* und endgültige Urteile zu *akzeptieren* seien (ansonsten fiele das Distinktionsmerkmal gegenüber Figuren wie Trump weg, denen die Missachtung der Gewaltenteilung ständig vorgeworfen wird). **Aber diskutieren wird man im Interesse des öffentlichen Diskurses ja wohl noch dürfen.** Und dieses Interesse ist unzweifelhaft gegeben, wenn das Urteil tausendfach kommentiert wird - meist ohne hinreichende Sachkenntnis, aber das Publikum juristischer Ignoranz zu zeihen, wäre hoffärtig und eitel. Besser, die Justiz plötzlich in einem »Kommunikationsdilemma« zu sehen, weshalb sie ihre »Urteile noch besser erklären« müsse. Wie geschaffen für Erklären ist jener sozialpädagogisch-ölschleimige *Das-macht-was-mit-einem-Jargon*, der in Pressezirkeln kurrent ist und in welchem sich konstatieren ließe, dass es sich um keine *Bringschuld* der Justiz, sondern eine *Holschuld* des Publikums handelt, bzw. der Presse, deren *Kernkompetenz* schließlich im *Einordnen* besteht.

Welche ist die andere Art der Beschauung?

Wenn die journalistische Profession im Gebrauche ihrer Vermögen gehemmt ist, dann gilt ihr die *infallibilitas der Vierten Gewalt* als unantastbar und ihre *vocatio* als ewig - als hätte sie bereits Montesquieu zur zentralen Kontrollinstanz erwählt, obgleich sich Zeitungen damals gerade erst von ihrer Provenienz als Handelsnachrichten emanzipierten. Heute konkurrieren sie zum einen erbittert um Aufmerksamkeit, sind einander aber zugleich durch starke Korpsgeist verbunden, der jede *Kritik* an Berufsangehörigen als pauschalen *Angriff* abwehren muss. Sollte der Vorsitzende eines

Strafprozesses (wie dem oben angeführten) auf *faktisch falsche* Berichterstattung hinweisen, in der etwa ein schwerwiegender Straftatbestand in den Raum gestellt wird, der nicht durch die Aussage der Betroffenen gestützt wird, eilen *Qualitätsmedien* dem (primär adressierten) Boulevard zur Seite und monieren »Medienschelte«, oder dass »den Medien der Prozess gemacht« würde. Selbst Mitglieder von Terrorbanden finden Platz unter den Fittichen medialer Solidarität, so sie zusätzlich als Korrespondenten für Medienunternehmen reportieren und deshalb zu »Medienschaffenden« erklärt werden (wohl zu unterscheiden von den »Medienraffenden«).

Welches ist die dritte Art der Beschauung?

Wenn die journalistische Seele, nachdem sie die Leichtigkeit, von ihren Vermögen Gebrauch zu machen, wieder bekommen hat - und zwar weit vollkommener und erhabener - , vom *Informationsauftrag* klare und unterscheidbare Erleuchtungen und Bewegungen empfängt. Dies führt sie zu einfühlenden Reportagen über »Hilfsflottillen«, die zwar kaum Hilfsgüter an Bord haben, dafür aber eine Seeblockade durchbrechen sollen, die aus gutem Grund zur Unterbindung von Waffenlieferungen eingerichtet wurde. Was man in diesen Reportagen erfährt, ist zwar wenig über die Finanzierung des Unterfangens und mögliche Verbindungen zu Terrororganisationen, dafür aber, dass eine

BASF-Millionenerbin aus Skrupel ob ihrer Position als »weiße privilegierte Person mit Reichweite« auf eine Teilnahme verzichtet (und nicht etwa, weil es für jemanden mit all dem *Sweet-sweet-Zyklon-B-money* geschmacklos wäre, nach Invasorenart ins Land derer einzureiten, die die Machenschaften ihrer Familie überlebt haben); sowie wie alleingelassen von ihren Regierungen und gefährdet ob ihres mutigen *humanitären* Einsatzes sich die *Aktivisten* fühlen, sodass »eine Journalistin oder ein Journalist,

eine bekannte Person« zur Seite gestellt werden muss, »um die Sicherheit des ganzen Bootes zu verstärken. Da diese beigestellten Medienmenschen nicht in reguläre militärische Strukturen eingebunden sind, kann auch niemand den Vorwurf des *embedded journalism* machen.

Welche Unterweisung haben die journalistischen Seelen nötig, welche die Gabe eines solchen Schreibstils haben?

Nur noch wenig, denn sie selbst begreifen *KI als die Chance, Journalismus neu zu erfinden* - auch wenn Untersuchungen zeigen, dass die Hälfte aller Zusammenfassungen durch KI fehlerhaft ist, bedeutet das nicht, dass man sie nicht als Sparringspartner einbeziehen kann. Wer wünscht sich im Training nicht ein Gegenüber, dessen devotes Geschleime Fremdscham hervorrufen und statt Konter zu geben, alles für eine *Super Idee!* hält und allerlei Larifari produziert. Der beste Ansatz, einem übermächtigen Gegner zu begegnen, besteht in der *Identifikation mit dem Aggressor*, bis dieser zum *cobot* wird. Warum die KI die Interviews nur transkribieren und nicht gleich führen lassen? Am besten mit sich selbst? Bis es so weit ist, arbeitet sie fürs Erste zu - entweder als *Westentaschen-Big-Sister*, die Nutzungsverhalten analysiert sowie personalisierte Startseiten und Newsletter erstellt (wodurch Medienunternehmen mit ihrer *best practice* genau jene Echokammern erzeugen, die sie ansonsten beklagen) oder als Assistenz, die Parlamentsdebatten oder Fernsehdebatten verfolgt und die *besten Stellen* gleich schlagzeilengerecht *aufbereitet*. Sollte all dies bereits gelebte Praxis sein und KI auf die Social-Media-Accounts wahlkämpfender Personen angesetzt werden, würde das all die tendenziös enthusiastischen Porträts des designierten New Yorker Bürgermeisters Zohran Mamdani erklären.

Bonus Sentenz I: In den Verlaufskurven des DWDS-Zeitungskorpus zwischen 2023 und 2025 veränderte sich die Frequenz (Vorkommen eines Lemma pro Million Wörtern) bei »Gazak« von 21,3 auf 33,6 - bei »Sudan« hingegen von 7,1 auf 3,9.

Bonus-Sentenz II: Journalismus ist 1% Information und 99% Fehlfunktion.

Wie fanden Sie diesen Beitrag?
 gerecht maßvoll tapfer weise



Feminismus als Querschnittsthema etablieren

Ein Interview mit *Lea Susemichel* und *Brigitte Theißl* vom Magazin *an.schläge* über feministischen Journalismus, seine Aufgaben und Themen.

Versorgerin: Gerade jetzt im November ist Ausgabe VI/2025 der *an.schläge* erschienen - unter dem Titel »Macht, Maschine, Misogynie« findet sich ein Schwerpunkt zu KI und Sexismus. Ist das ein Thema, das aus feministischer Sicht in der Luft lag und viele Autorinnen beschäftigt oder ging die Initiative von euch als Redaktion aus? Wie sehr orientiert ihr euch bei der Hefterstellung an aktuellen feministischen Debatten und wie wählt ihr die Aspekte aus, die euch interessieren?

Lea Susemichel: Die Themenschwerpunkte legen wir immer als Redaktion fest. Manchmal schon einige Monate vorher, manche aufgrund aktueller politischer Ereignisse auch kurzfristig. Ganz grundsätzlich gilt für uns: Jedes Thema ist immer auch ein feministisches Thema. Feminismus ist kein abgrenzbarer Inhalt, sondern eine Perspektive, die immer berücksichtigt werden sollte, ganz egal, worum es geht - das passiert bei anderen Medien allerdings weiterhin nur sehr selten. Anders als andere Medien greifen wir wichtige feministische Themen aber auch unabhängig von aktuellen Anlässen aus, berichten also beispielsweise über männliche Gewalt nicht nur nach einem Femizid. Das ist die Kernaufgabe eines feministischen Mediums: Feminismus als Querschnittsthema zu etablieren und feministische Themen kontinuierlich zu bearbeiten, die anderswo nur rund um den 8. März vorkommen. Konkret zu unserem Schwerpunkt »Macht, Maschine, Misogynie«: Ja, das Thema lag definitiv in der Luft, inzwischen gibt es ja jeden Tag neue, höchst beunruhigende Nachrichten, die zeigen, in welch atemberaubenden Tempo die Big-Tech-Broliarchen Demokratie und Datenschutz aushöhlen. In unserer aktuellen Ausgabe nehmen wir diese vermeintliche KI-Revolution daher sehr kritisch unter die Lupe und analysieren die faschistoiden Ideologien dahinter genauso wie misogyne Algorithmen. Aber wir fragen auch, wie technologische Entwicklung stattdessen gemeinnützig und gerecht gestaltet werden kann, dazu war der sogenannte Cyberfeminismus ja einst angetreten, der das Netz anfangs als feministischen Möglichkeitsraum gefeiert hat. Und darum gehts ja bei feministischem Journalismus in der Tradition des »Solution Journalism« auch immer: Utopien zu entwerfen, Alternativen aufzuzeigen. Im konkreten Fall ist es die Frage: Wie kommen wir zu Technologiegerechtigkeit?

Versorgerin: Der Gedanke, dass die gebrochenen gesellschaftlichen/technologischen Versprechen nicht die Befähigung zu utopischem Denken zerstören sollen, ist ein gutes Stichwort: Wie geht ihr damit um, dass es bei manchen feministischen Kämpfen scheint, als würden die Ziele kaum näher kommen, bzw. dass die erreichten Fortschritte sehr fragil sind, sodass sie durch erstarkende antifeministische Bewegungen wieder zunichtegemacht werden können? Oder täuscht der Eindruck, weil sich in den großen Themen (wie Arbeitskampf oder Reproduktionspolitik, die ihr in den letzten Ausgaben hattet) der Fokus mit jeder Generation verändert?

Brigitte Theißl: Hart erkämpfte feministische Fortschritte sind immer fragil. Erst kürzlich haben uns Polen und die USA vor Augen geführt, dass ein legaler oder zumindest straffreier Schwangerschaftsabbruch keineswegs in Stein gemeißelt ist und immer wieder aufs Neue verteidigt werden muss. In den vergangenen Jahrzehnten wurde in Österreich - und vielen Ländern weltweit - in Hinblick auf Geschlechtergerechtigkeit enorm viel erreicht. Bis 1975 noch mussten Frauen in Österreich die Zustimmung von ihrem Ehemann einholen, wenn sie erwerbstätig sein wollten. Bis 1989 war Vergewaltigung in der Ehe überhaupt nicht strafbar. Widerstand gegen feministische Fortschritte gab es immer - der Backlash, den wir gegenwärtig angesichts des internationalen Rechtsrucks erleben, ist aber wohl ein nie dagewesener. Auch in der Redaktion belastet es uns, dass wir unseren Leser*innen kaum »good news« liefern können. Bloßer Eskapismus ist aber für feministischen Journalismus niemals eine Option. Wenn ganz fundamentale Selbstbestimmungsrechte wieder infrage gestellt werden, wenn in den USA einflussreiche christlich-fundamentalistische Rechtsextreme fordern, das Frauenwahlrecht abzuschaffen oder wenn queere und zugewanderte Menschen auch in Europa für eine rechte Sündenbockpolitik



herhalten müssen, braucht es internationale feministische Solidarität und einen Journalismus, der sich klar für Demokratie und Menschenrechte positioniert.

Versorgerin: Ohne jetzt eine medientheoretische Debatte (Stichwort Neutralität vs. Gegenöffentlichkeit) aufmachen zu wollen, möchten wir doch zu eurem Verständnis von feministischem Journalismus nachfragen: Wie würdet ihr dessen Position zwischen herkömmlichem Journalismus und Aktivismus verorten? Einerseits kann er sich nicht bequem darauf zurückziehen, keine Partei zu ergreifen, kein gesellschaftspolitisches Anliegen zu vertreten, ist zum anderen aber dennoch in einer Beobachterinnenrolle.

Lea Susemichel: Feministischer Journalismus sieht sich schon lange dem Vorwurf ausgesetzt, parteiisch zu sein und damit gegen das Ideal journalistischer Objektivität zu verstößen, also etwas zu machen, das abfällig als »Zeigefingerjournalismus« oder gar »Gesinnungsjournalismus« kritisiert wird. Dieser Vorwurf beruht jedoch auf einem schwerwiegenden Missverständnis: Journalist*innen dürfen parteiisch sein, wenn es um Feminismus, um Menschenrechte und Demokratie geht. Ich würde sogar sagen: Sie müssen es sein, wenn sie guten Journalismus machen wollen! Feministische Medienarbeit leistet hier Pionierarbeit, da sie immer schon zeigt, wie sich Haltungsjournalismus und journalistische Professionalität verbinden lassen. In einer Zeit, in der Medien massiv unter Druck stehen, kann sie Vorbild für ein neues Berufsethos sein: Medien müssen reflektieren, welchen Werten sie verpflichtet sind, und welche Themen sie - über das Tagesgeschehen hinaus - kontinuierlich behandeln wollen, weil es demokratiepolitisch wichtige Zukunftsthemen sind.

Feministische Medienkritik fordert diese Selbstdistanz journalistischer Praxis in der Tradition der feministischen Wissenschaftskritik, die ja auch schon den Objektivitätsanspruch der Wissenschaften als nicht zuletzt androzentrisches Phantasma entlarvt hat. Bei dieser Kritik muss allerdings ein schwieriger Spagat gemeistert werden, um sich klar von rechtspopulistischer Medienhetze abzugrenzen. Diese greift ja ebenfalls den Objektivitätsanspruch an - aber um Verschwörungserzählungen zu legitimieren und ihre ‚alternativen Fakten‘ als gleichberechtigte Meinung zu verkaufen. Inzwischen sind es paradoxe Weise häufig rechtsextreme, maskulinistische Gruppen, die sich als kritische Rebellen und Freigeister inszenieren und die von sich selbst behaupten, dem vermeintlich gleichgeschalteten Medienmainstream entgegenzutreten. Deshalb:

Feministische Medienkritik, die freilich auch Perspektivenvielfalt einfordert, meint nicht einfach: »Speak your own truth« - natürlich müssen sich alle an journalistische Grundregeln und die Sorgfaltspflicht halten.

Versorgerin: Unter Druck stehen viele Medien auch finanziell (nicht zuletzt durch das Absaugen von Anzeigenbudgets und auch Inhalten durch überwachungskapitalistische Big-Tech-Plattformen); besonders bedroht sind kritische Magazine, die ohnehin am Rande der Finanzierbarkeit operieren und von denen in den letzten Jahren einige ihre Printversionen opfern mussten oder gleich ganz die Arbeit einstellen. Wie euren Aussendungen und der Website zu entnehmen ist, stellen auch für euch Abonnements die sicherste Einnahmequelle dar. Wie gravierend seht ihr die Auswirkungen auf die *an.schläge* durch die technologische Großwetterlage und wie hat sich die Medienlandschaft deziert feministischer Magazine in den letzten Jahren eurer Ansicht nach verändert?

Brigitte Theißl: Ich glaube nur wenige wissen, wie groß die Vielfalt unabhängiger feministischer Medien in Österreich einmal war - und das in einem so kleinen Land. Nach einem Höhepunkt rund um die Jahrtausendwende sind viele Projekte wieder verschwunden, inzwischen gibt es auch international kaum noch feministische Medien, selbst so bekannte Marken wie das US-amerikanische »Bitch Magazin« wurden eingestellt. Wir gehen bei *an.schläge* davon aus, dass wir gegenwärtig das weltweit am häufigsten erscheinende feministische Magazin sind. In den Nullerjahren und den frühen Zehnerjahren haben feministische Blogs und ähnliche Online-Projekte diese Lücke noch gefüllt. Ich habe selbst einen Blog betrieben und unglaublich viel gelernt von anderen Blogger*innen und Aktivist*innen, es war eine wirklich inspirierende Community. Diese emanzipatorische Kraft hat Big-Tech inzwischen weit-

gehend zerstört. Ich finde zwar auf TikTok und Instagram immer noch unglaublich kluge und pointierte politische Analysen und beißend-satirische feministische Memes, die über deprimierende Schlagzeilen hinwegtrösten - aber das alles eingebettet in einen Algorithmus, der polarisierende Inhalte pusht und mich stundenlang an mein Smartphone binden soll, dazwischen ungefilterter Frauenhass und Werbung für Anti-Aging-Produkte. Wir können als *an.schläge* weiterhin bestehen, weil wir uns mit einer großartigen Community im Rücken laufend weiterentwickeln und von der Stadt Wien gefördert werden. Dennoch ist schwer abzusehen, wie lange es die *an.schläge* noch geben wird. Klar ist, dass Medienpolitik nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa zentrale Entwicklungen verschlafen hat. Google, Meta und Co greifen die Werbebots ab und treiben zugleich Hass, Desinformation und Radikalisierung voran. Ohne staatlich finanzierte, gemeinnützige Qualitätsmedien als zentrale Infrastruktur ist eine demokratische Zukunft gar nicht denkbar. Mein größter, dringender Wunsch diesbezüglich ist eine demokratische Rückeroberung des Internets. Es fühlt sich so an, als seien wir Zuckerberg, Musk und Co völlig ausgeliefert, aber keine politische Entwicklung ist unausweichlich, Technologie wird von Menschen gestaltet. In den vergangenen Jahren hat die Nutzungszeit auf den großen Plattformen deutlich abgenommen, die Zahl der professionellen ‚Content Creator‘ ist zwar explodiert, private Nutzer*innen posten jedoch immer weniger. Hier könnte sich eine Chance für Veränderung auftun. Ich hoffe sehr, dass feministische Bewegungen sich verstärkt diesem Thema widmen.

Versorgerin: Dass Technologie (bzw. Gesellschaft insgesamt) letztlich von Menschen gestaltet wird, gerät bei abstrakter Betrachtung oft in den Hintergrund - Strukturen sind zweifellos bestimmt und oft übermächtig; wer sich von ihnen einschüchtern lässt, tut sich aber auch schwerer, sie zu verändern. Wird - abschließend gefragt - diese Erinnerung an die Handlungsmacht konkreter Personen auch bewusst über die Cover der *an.schläge* transportiert, bei der überwiegend Porträtaufnahmen verwendet werden? Bzw. allgemeiner: Welche Überlegungen fließen in die außertextliche Heftgestaltung mit ein?

Lea Susemichel: Ja, es sehr wichtig, sich immer wieder klarzumachen, dass hinter politischen Entwicklungen menschliche Entscheidungen stehen - und dass deshalb alles auch ganz anders sein könnte, Stichwort: There is an alternative. Das bedeutet nicht, die Verantwortung zu individualisieren, wenn es eigentlich tiefgreifende,strukturelle Veränderungen bräuchte, also z.B. Menschen bloß bessere Konsumentenabverlangen, während die USA aus dem Pariser Klimaabkommen aussteigt. Aber einzelne Menschen zur Verantwortung zu ziehen, die aus Opportunismus, Feigheit oder wegen ihres persönlichen Vorteils autoritäre Politik mit ermöglichen, das müssen wir unbedingt. Zur Bildpolitik der *an.schläge*: Natürlich machen wir uns als feministisches Magazin viele Gedanken darüber, wen wir auf welche Art ins Bild setzen, welche Körper wir wie zeigen, welche Inhalte wir über unsere Bildstrecke vermitteln und wen wir mit einem großen Porträt besonders feiern. Aber es geht daneben auch um grafische Elemente und Typografie. Schriftgestaltung ist weiterhin ein männlich dominiertes Feld, uns ist es deshalb besonders wichtig, dass unsere Fonts alle von Type-Designerinnen entworfen wurden, die *an.schläge*-Schrift wurde sogar extra für uns angefertigt.

Brigitte Theißl: ist leitende Redakteurin bei *an.schläge* - das feministische Magazin. Sie hat 2003 mit großer Begeisterung ein MySpace-Profil eingerichtet und sieht viele Parallelen zwischen heutigen Social-Media-Plattformen und dem Privatfernsehen der 90er-Jahre.

Lea Susemichel: ist Journalistin, Autorin und leitende Redakteurin des feministischen Magazins *an.schläge*. Sie hat Philosophie und Gender Studies studiert und arbeitet als Autorin, Journalistin, Lehrbeauftragte und Vortragende u.a. zu den Themen Identitätspolitik, Solidarität, feministische Theorie & Bewegung, sowie emanzipatorische Medienpolitik.

Die *an.schläge* berichten seit 1983 aus feministischer Perspektive über die Themen der Gegenwart, erscheinen sieben Mal pro Jahr und sind in Wien beheimatet.

Mehr **Informationen**, **Heftarchiv** und **Abo** (wichtig fürs Weiterbestehen) unter <https://anschlaege.at/>

Abrissparty

Svenna Triebler zur Simulation von Demokratie und der realen Möglichkeit, dass sie in offene Diktatur abgleitet.

Wir leben in einer Simulation. Allerdings nicht in einer aus dem Computer, wie es Nick Bostrom behauptet, der als Philosophendarsteller und Zukunftsforschungsschauspieler die Stichworte für die dystopischen Visionen der Silicon-Valley-Techbros liefert. Sondern in einer ganz realen Demokratisierungssimulation.

Man erinnert sich: Anfang 2024, und - in nur leicht geringerem Ausmaß - ein Jahr später im Vorfeld der Bundestagswahl, demonstrierten in Deutschland Millionen Menschen gegen die AfD, den allgemeinen Rechtsruck und »für Demokratie«, wie es immer wieder in Reden und auf Transparenten hieß. Was genau da gerettet werden sollte, blieb zwar vage und inhaltsleer, aber immerhin hatte man das Gefühl, als bewege sich etwas. Das erdrückende politische Klima im Vorfeld dieser unerwarteten Bewegung beschrieb ich an dieser Stelle seinerzeit so:

»Andere Fragen als die, wie man Geflüchtete effektiver los wird, Erwerbslose noch besser schikaniert und welche sozialen Bereiche, Klimaschutzmaßnahmen und Projekte der politischen Bildung als Nächstes der Haushaltsaxt zum Opfer fallen, schien es nicht zu geben. [...] Dieses reaktionäre Dauerfeuer sorgte in den progressiveren Teilen der Gesellschaft für lähmende Ohnmachtsgefühle, die sich höchstens mal in den sozialen Medien Luft machen. Die plötzlichen Massenproteste wirkten da, als hätte jemand in einem unerträglich stickigen Raum die Fenster aufgerissen.«

Knapp zwei Jahre und eine Wahl später muss man ernüchtert feststellen, dass es nicht einmal ein kurzes Stoßlüften war - denn das verbessert ja tatsächlich das Raumklima. Die einzige Reaktion der institutionellen Politik bestand in ein paar Sonntagsreden von SPD- und Grünen-Vertreter*innen zum Lobe der Demokratie, um anschließend unbbeeindruckt den oben beschriebenen Kurs der Ampelkoalition fortzusetzen. Apropos Ampel: Nicht erst da fühlte sich die viel beschworene Demokratie an wie eine dieser Fußgängerampeln, bei denen man zwar einen Knopf drücken kann, der dann rot aufleuchtet und Passant*innen das Gefühl gibt, ihre Bedürfnisse würden berücksichtigt; schneller Grün bekommt man aber dennoch nicht, weil der Autoverkehr auf der kreuzenden Hauptverkehrsstraße selbstverständlich Vorrang hat. Simulation eben.¹

Vom Rohbau

Vulgärmarxistisch könnte man jetzt konstatieren, dass sich ohnehin nur sehr beschränkt von Demokratie sprechen lässt, wenn der Großteil des materiellen Unterbaus privatwirtschaftlich organisiert und damit der politischen Sphäre entzogen ist, und es dabei belassen. So gesehen war der Parlamentarismus ohnehin nie mehr als eine Art Placebo. Stichwort: der Staat als ideeller Gesamtkapitalist, der als Scharnier zwischen sich widersprechenden Kapitalinteressen fungiert und gegebenenfalls die Profitmaximierung drosselt, um größere Reibungsverluste zu verhindern. Im besten Fall sorgt er zudem mit Investitionen in den öffentlichen Sektor dafür, dass das Humankapital Lesen und Schreiben lernt,

auf Straße oder Schiene zur Arbeit kommt und im Krankheitsfall wieder verwertbar gemacht wird. Allerdings lassen sich auch unter diesem Blickwinkel verschiedene Phasen ausmachen, mit einem unterschiedlichen Ausmaß an Einfluss von Individuen und Bewegungen auf das gesellschaftliche Geschehen.

Zur Zeit des Kalten Kriegs funktionierte das Erklärungsmuster einigermaßen: Damit sie angesichts der Systemkonkurrenz nicht auf die Idee kamen, dass man ja vielleicht nicht nur den gesellschaftlichen Reichtum, sondern auch die Produktionsmittel anders verteilen könnte, mussten die Lohnabhängigen durch sozialstaatliche Absicherung, öffentlich geförderte Freizeitangebote etc. von dummen Gedanken abgehalten werden; sie selbst besaßen mit der »Roten Gefahr« ein Druckmittel, um ein komfortables Lohnniveau, mehr Rechte und kürzere Arbeitszeiten durchzusetzen. Was wiederum mehr Spielraum ließ, auch jenseits der Arbeitswelt mehr Freiheiten und gerechtere Verhältnisse einzufordern. Genau das taten dann auch die 68er und die daraus erwachsenen Bewegungen, und zwar mit einer Vehemenz, die von den Institutionen des Parlamentarismus nicht einfach ignoriert werden konnte. Wer sich in dieser Zeit für gesellschaftlichen Fortschritt einsetzte, konnte zumindest hoffen, etwas zu bewirken. Insofern ließ sich tatsächlich, wie es im politischen PR-Sprech so schön heißt², »Demokratie leben«.

Demokratische Zierelemente

Dass die lediglich gnädig zugestanden wurde - und das auch nur, solange sie nicht die Besitz- und Produktionsverhältnisse infrage stellt -, zeigte sich schnell mit dem Putsch in Chile 1973, nachdem die demokratisch gewählte Regierung des Sozialisten Salvador Allende Teile der Wirtschaft verstaatlicht hatte. Ideologische Hauptakteure hinter der Installation der Pinochet-Diktatur und deren marktradikaler Wirtschaftspolitik waren die sogenannten Chicago Boys, eine Gruppe chilenischer Wirtschaftswissenschaftler aus der neoliberalen Denkschule um Milton Friedman. Dass sich das Kapital den Faschismus stets als Option wärmt, wenn es ans Eingemachte geht, wurde damit praktisch unter Beweis gestellt. Einige Jahre später, begünstigt durch die schwächernde Ökonomie des Ostblocks, erreichte der Backlash des Kapitals, wenn auch unblutiger, auch die USA und Westeuropa. Nicht zufällig fungierte Friedman in den 1980ern als Berater sowohl des US-Präsidenten Ronald Reagan als auch der britischen Premierministerin Margaret Thatcher. Deren Leitspruch »There is no alternative« machte klar, was die Entwicklung für demokratische Gestaltungsmöglichkeiten bedeutete: Ein Staat, der sich nicht einmischen soll und dem durch Privatisierungen, Steuersenkungen (nur für Wohlhabende und die Wirtschaft, versteht sich) und Haushaltsskürzungen die materiellen Mittel genommen werden, hat wenig Handlungsspielräume, Politik für andere Interessengruppen als die kapitalistischen zu machen. So richtig an Fahrt gewann der Klassenkampf von oben und die damit

einhergehende Selbstdemontage der Demokratie unter der Devise vom Markt, der schon alles regelt, nach dem Zusammenbruch des nicht real existierenden Sozialismus. Gerne wurde zu jener Zeit die fromme Mär des Politologen Francis Fukuyama vom »Ende der Geschichte« verbreitet, der gemäß die freie Marktwirtschaft nun mal die Grundlage der Demokratie und der Kapitalismus die naturgemäße Ordnung der Dinge darstellt. Diktatorisch ist nach dieser Lesart logischerweise nur, was der Mehrwertproduktion im Weg steht: Sozialstaat, Gewerkschaften und staatliche Eingriffe, sofern sie nicht der Verschärfung der Ausbeutung dienen. Damit verlor auch die Sozialdemokratie als Sachwalterin des Wohlfahrtskapitalismus ihre Existenzberechtigung - nicht jedoch die entsprechenden Parteien: Irgendwer musste den Leuten ja die neoliberalen Härte schmackhaft machen und sich dabei als kleineres Übel gegenüber den konservativen Parteien präsentieren, um den Schein einer Wahlmöglichkeit aufrechtzuerhalten. In Deutschland war es genau deshalb die SPD, die das staatliche Tafelsilber privatisierte, als Druckmittel gegen die Lohnabhängigen zum Halali auf Erwerbslose blies und Rente und Krankenversicherung zur Privatsache mache.³

Das Fundament bröckelt

Das lief unter mal links, mal rechts blinkenden Regierungen ein paar Jahrzehnte so weiter, ohne dass sich am generellen Kurs irgendwas änderte, während die Umverteilung von unten nach oben eine milliardenstarke Oligarchenklasse heranfütterte und der kapitalistische Wachstumzwang munter die Lebensgrundlagen des Planeten erodierte.

Dass die nicht mehr zu verdrängende Klimakrise mit dem Umschlagpunkt von der Nominaldemokratie zum neoliberalen Faschismus zusammenfällt, ist kein Zufall. Die besitzende Klasse hat »No future« schon seit einiger Zeit zu ihrem heimlichen Motto erkoren; wer es sich leisten kann, baut sich Luxusbunker und nutzt ansonsten die Zeit, bis der ganze Laden mit Vollkaracho gegen die Wand fährt, um noch so viel rauszuholen wie möglich. Ob man dabei überhaupt noch von Kapitalismus sprechen kann, sei dahingestellt - häufig ist inzwischen stattdessen von Neofeudalismus die Rede. Die Mehrwertproduktion durch Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft läuft zwar ungebremst - und zusehends härter - weiter,⁴ die Gewinne dienen jedoch zunehmend der privaten Bereicherung statt der Investition in künftigen Profit. Wozu auch, wenn ohnehin alles den Bach runtergeht und man nur noch seine Schäfchen vor der steigenden Flut ins Trockene bringen will. Noch so schwächliche demokratische Strukturen stören bei der Abrissparty jedenfalls nur, weshalb ja auch zivilgesellschaftliche Initiativen zusehends finanziell ausgetrocknet werden und man oppositionelle Regungen einfach am ausgestreckten Arm verhungern lässt. Es scheint derzeit nur die Frage, ob die Regierungsformen der Zukunft offen diktatorisch sein werden oder die Simulation aufrechterhalten wird, in der man noch wählen darf, welche Parteien eine Politik à la AfD umsetzen.

Nachsatz: Es wäre ja alles nicht so deprimierend, wenn es wenigstens wahrnehmbare gesellschaftliche Kräfte gäbe, die sich all dem entgegensemmen. Doch das Spektrum, das jüngst noch massenhaft »für Demokratie« demonstrierte, ist entweder damit beschäftigt, zu beteuern, dass seine Positionen auf gar keinen Fall links seien, oder aber ist zu dem Schluss gekommen, dass die Wurzel allen Übels in der Welt ein winziger Staat im Nahen Osten ist. Aber das wäre Thema für einen weiteren Artikel.



[1] Mit der jetzigen Regierung aus der trumpistischen CDU, die bereits auf eine Koalition mit der AfD schiebt, und einer willfährigen SPD, die zuletzt unter Willy Brandt sozialdemokratische Politik machte, steht die Fußgängerampel eher auf Dauerrot und man hat nur die Wahl, eben gar nicht über die Straße zu kommen oder das Risiko einzugehen, überfahren zu werden.

[2] ... und zwar um so häufiger, je hohler die Phrase wird.

[3] ... und zum lukrativen Geschäft für Versicherungskonzerne und Finanzdienstleister.

[4] Auch wenn die Techbros aus dem Silicon Valley sich einreden, dass der Pöbel dank AI bald gänzlich überflüssig sein wird.

Svenna Triebler lebt in Hamburg, schreibt für die Zeitschrift Jungle World und ist auf Mastodon unter mastodon.social/@bewitchedmind aktiv.

Sie wissen es, und sie tun es trotzdem

In »Zynismus und das Scheitern der Kritik« zeigt Vladimir Safatle, wie sich Gesellschaften in der Krise mittels zynischer Rationalität legitimieren und stabilisieren konnten und warum Aufklärung dagegen hilflos scheint. Von Chris Weinhold.

Falsche Hoffnung

Es herrscht kein Mangel an Leuten, die die Entwicklungen hin zum Autoritarismus der letzten 15 Jahre in Defiziten begründet sehen – einem Konflikt zwischen »Zivilisation und Barbarie«, einem Einbruch des Außen. Ein Grund für diese unzureichende Analyse liegt nach Vladimir Safatle in einer vermeintlichen moralischen Überlegenheit der Kommentatoren. Er selbst hält es dagegen für sinnvoller, »mit der Frage zu beginnen, wie viel Barbarie im Inneren der Zivilisation existiert und wie viel Aberglaube untrennbar mit der Aufklärung verbunden ist«. Safatle beschreibt sein eigenes Ziel so: »das Problem der zynischen Rationalität als einen fundamentalen Bestandteil der Theorien über den zeitgenössischen Faschismus zu definieren«. Es geht also um die Erinnerung daran, wie Theorien über Autoritarismus vom Einbruch eines Archaisms geprägt sind. Das birgt den Trost, dass für eine Besserung bereits in dieser Gesellschaft alles parat liegt. Dagegen geht er davon aus, dass autoritäre Umbrüche in »liberal-demokratischen Gesellschaften« ein »normales Phänomen« sind: »Der sogenannte ‚Illiberalismus‘ ist ein konstitutiver Pol des Liberalismus, nicht sein Gegenteil.« Die eigentliche Frage ist daher: »Wo lässt der Liberalismus das Hervortreten seiner ‚Illiberalismen‘ zu?« Und das ist normalerweise in der »Peripherie« sowie gegen »aufständische Gruppen« der Fall. Außerhalb des Normalen – in Momenten der »strukturellen Krise«, wie heute, durchziehen allerdings »Formen des Autoritarismus« die ganze Gesellschaft. Das funktioniert, weil es eine »autoritäre Matrix« in der »Konstitution der Individuen« gibt, behauptet Safatle. Denn »in Wahrheit sind die Individuen so konstituiert, dass sie stets offen für autoritäre Diskurse sind, für Praktiken der Segregation, für die Stabilisierung von Gewaltverhältnissen und Formen der Auslöschung«. In anderen Formulierungen spricht der Autor vom »zynischen Funktionieren« der Subjekte in Zeiten der Krise. Die Krise offenbart so jedoch lediglich, was bereits vorweg da war, als jene Grundlage, die gerne ins Off der demokratischen Gesellschaft projiziert wird.

Gegen die Domestizierung

Das Buch ist darüber hinaus eine Abrechnung mit der »Domestizierung der Kritischen Theorie«, die mit der zweiten Generation der Frankfurter Schule begann: »Denn es ging darum, die Nichtigkeit einer Kritik aufzuzeigen, die auf der Identifizierung performativer Widersprüche basierte, auf dem Glauben an Gespenster kommunikativer Vernunft, die irgendwo in unseren Lebenswelten umhergeistern, wie Jürgen Habermas uns dies vorschlug.« Der Vorwurf lautet, dass »Ichspaltung« und neue »hegemoniale Formen der Bewältigung psychischer Konflikte« ausgeblendet und stattdessen »Einheit der Persönlichkeit« und Verhaltenskohärenz vorausgesetzt würden. Dem entgegen seien Subjekte durchaus dazu fähig, mit zwei sich widersprechenden Ideen im Kopf zu funktionieren: nicht mehr in Form einer »neurotischen Verneinung«, sondern durch »perverse Verleugnung«. Das meint »Verleugnungen, die die Beständigkeit von Spaltungen aufzeigen, die ohne die Notwendigkeit der Verdrängung oder Unterdrückung zustandekommen.« Der Zynismus ist hier eine »reaktive und verzweifelte Weise«, die psychische Krise zu stabilisieren. Kritiker, die das ausblenden, spitzt Safatle zu, befinden sich in »anthropologischem Schlummer«. Safatles Projekt fußt auf dem Scheitern anderer Ansätze, wie der »Kritik als Enthüllung«, einer »Offenlegung«, die in der Hoffnung betrieben wurde, dass wir dadurch die Faszinationsdynamiken des falschen Bewusstseins durchbrechen würden. Diese Form der Kritik bedarf als Ideologiekritik nicht nur der Offenlegung, sondern auch der These eines Subjekts der Transformation. Wo jedoch eine »resignative Hinnahme« der Verhältnisse herrscht, fängt das Bewusstsein an, auf »zynische Weise« zu funktionieren. Die Ohnmächtigen sind doppelt geschlagen, nämlich zu tragen die Ordnung der Dinge und zu fressen den Mist, der ihnen gegeben wird, wobei ohne Einverständnis immer weniger geschluckt werden

kann. Biblisch formuliert: Wer davon unbescholt ist, möge den ersten Stein werfen.

Was ist Zynismus

Safatle rekurriert auf einen Essay von Peter Sloterdijk zur *Kritik der zynischen Vernunft*, der den Zynismus bestimmt als »reflexive Ideologie oder auch ein aufgeklärtes falsches Bewusstsein. Eine Haltung, die einer Zeit entspringt, die die ideologischen Voraussetzungen des Handelns sehr gut kennt, darin aber wenig Grund sieht, das Verhalten entsprechend neu auszurichten.« Es handelt sich also nicht um ein Problem mangelnder Transparenz, die so oft beschworen wird, wo doch das Offensichtliche diskutiert wird. Der Zynismus ist keine Heuchelei, keine Verschleierung. Weil der Zynismus als ein bestimmtes Verhältnis zur Unwahrheit wahrgenommen wird, kann zynisch mit der Wahrheit gelogen und mit der Lüge die Wahrheit gesagt werden. Heute müsste der Ideologiebegriff von Machtverhältnissen hergedacht werden, die sich auf Grundlage einer Position der Transparenz abspielen. Daran anschließend zitiert Safatle Theodor W. Adorno, der meinte, dass Ideologie keine Hülle mehr sei, sondern »nur noch das drohende Antlitz der Welt«. Witzig ist das nicht, genauso wie der Zyniker – eher ist der ein Clown mit Macht, bei dem das Lachen über ihn im Halse stecken bleibt. Safatle bringt das auf den Punkt: »nichts ist autoritärer als eine Macht, die über sich selbst lacht. Denn eine Normativität, die auf zynische Weise funktioniert, ist eine solche, die ihre eigene Negation in sich trägt,

das Bewusstsein ihrer eigenen Ausweglosigkeit, die Gestalt ihrer eigenen Kritik, ohne dass dieser Widerspruch sie am Funktionieren hinderte.« Ein Zustand der »absoluten Ironisierung« der Verhaltensweisen. Deshalb sei es auch kein Zufall, dass die Figuren »autoritärer Führung« komödiantisch, »parodistisch« seien. Die Karikatur der eigenen Person wird bewusst angeeignet und mit ihr gespielt; eine »zynische Komik«, die fungiert als »erfolgreiche Kompromissbildung«. Dadurch können »brutalste Verhaltensformen« aufrechterhalten werden und gleichzeitig ein »möglicher Abstand« dazu behauptet werden. Und das ist leider allzu ansteckend.

Karneval ist überall

Der jetzige Zustand hat eine Geschichte, die Safatle in Form der »Karnevalisierung« des Kapitalismus durch »reflexive Ideologie« charakterisiert: Man hält das Wertgesetz aufrecht, und zugleich wird der Wert des Gesetzes untergraben; wie beim Karneval der Spott über den Wert der Gesetze nicht deren Geltung beendet. Mit dem Wert des Gesetzes meint der Autor die Legitimität der herrschenden Ordnung, deren Brüchigkeit nicht verleugnet wird. Mehr noch: Die »Suspendierung der Ordnung« wurde ins Geschehen als internes Phänomen des Vollzuges integriert. Nicht nur in den USA jetzt – durch Trump. Daher auch kritisiert Safatle mehr als nur die grausigen Clowns an der Macht. Denn parallel dazu veränderte sich in der Subjektivierung etwas, nämlich die Art und Weise, wie Identifizierung verläuft. Anders als früher, sind die Subjekte heute nicht mehr aufgerufen, sich mit »idealtypischen Konstrukten zu identifizieren, die auf festen und bestimmten Identitäten basieren.« Heute werden sie zunehmend aufgefordert, »ironische Identifikationen aufrechtzuerhalten, das heißt Identifikationen, bei denen die Subjekte ständig ihre Distanz zu dem bekunden, was sie darstellen, oder auch zu ihren eigenen Handlungen.« Die Clownerie ist das, zu dem wir alle zusehends verdonnert werden, die Aufrechterhaltung des Identitätsprinzips bei gleichzeitiger Ironisierung der Identitäten, die vor der Kritik nicht verblassen, sondern umgekehrt die Kritik verblassen. Eine Vorlage dafür sieht Safatle im Schema der Kulturindustrie, in der Inhalte im Vorhinein ironisiert werden: »Märchenfiguren, die sich selbst nicht mehr wiedererkennen und ihre eigenen Rollen kritisieren, Werbespots, die sich über Werbesprache lustig machen, Prominente und Politiker, die sich in Fernsehsendungen selbst ironisieren.« Alles Figuren reflexiver

Ideologie; und gern gesehen in allen Lagern des Spektakels, in den aufgeklärten Teilen der feinen Gesellschaft ebenso wie bei den Rüpelnden sogenannten »Widerstands«.

Man könnte sagen, die spielen alle so furchtbar schlecht, die meinen das gar nicht wirklich. Das ist aber nicht der Punkt, und den Zyniker stört das wenig – welche Maske sollte ihm auch runtergerissen werden? Gerade die paranoide Hatz nach den Masken, d.h. die allgemeine Beliebtheit von Verschwörungsgeschichten, ist ein Bastard dieser allseitigen Maskerade. Safatle geht es darum zu zeigen, wie ansteckend dieses fatale Spiel ist, das gemeinhin Gesellschaft genannt wird, weil die Kritik dieses Spiels, als falsches Spiel, d.h. samt brüchiger Legitimation, schon ins Spiel eingewoben wurde. *Zynismus und das Scheitern der Kritik* liest sich wie eine entschiedene Weiterführung der Gedanken zu einem gar nicht harmlosen Menschentypus, den Adorno in den wenig bekannten *Notizen zur neuen Anthropologie* für die Bedingungen des »Monopol- und Staatskapitalismus« entworfen hat, die die Bedingungen der Psychologie des konsistenten Individuums über den Haufen geworfen hat. Dort schreibt Adorno: »Eigentlich wissen alle genau wie es ist, und an die Stelle der alten Zensur tritt heute der Trotz und die universale Feindschaft.« Ironisch war das wiederum nicht gemeint. Ganz unironisch ist auch Safatles Schrift ein Gegengift gegen die ekelhafte Vertierung des Menschen, der durch die absolute Ironisierung, als »gemeiner Affect«, wie Nietzsche es einst nannte, wie ein »bissiger Hund, der noch das Lachen gelernt hat«, wird. Ein Buch gegen die verwaltete Welt und ebenso gegen ihre liberalen Anhänger, heute geprägt von der »Verwaltung der Unzufriedenheit«, die »bewirkt, dass der Bruch der sozialen Ordnung selbst zu einer stimulierten und ihrer eigenen Perpetuierung innewohnenden Bewegung wird.« Übrigens ist das, was uns vorkommt, als wäre es eben unter dem Eindruck der Tagesthemen geschrieben worden, von Safatle bereits 2008 im Portugiesischen erschienen und wurde nun von Stephan Gregory ins Deutsche übersetzt, was für die Beobachtungsgabe des Autors spricht und gegen die Welt, die er aufs Korn nimmt.

Vladimir Safatle: *Zynismus und das Scheitern der Kritik* erschien 2025 im Tentare Verlag in der Übersetzung von Stephan Gregory.

Chris Weinhold lebt in Leipzig und befasst sich seit längerem mit der Kritik des surrealistischen Shocks.

Rainer Roller rezensioniert #5



Fauser, Jörg: *Alles muss ganz anders werden – Erzählungen 1975–79*

Zürich: Diogenes, 2020
ISBN 978-3-257-07092-7
24,- €, 288 Seiten

Das neue Buch vom amerikanischen Postmodernisten Thomas Pynchon ist erschienen: Detektivroman, der von Käseimperien in den USA bis in geheimste Naziwinkel Europas spannt. Hebt Rainer Roller sich für Heiligabend auf! Stattdessen wird an dieser Stelle die Lektüre von „Alles muss ganz anders werden“ empfohlen, einer Erzählungssammlung, die Fauser-Geschichten vorlegt, welche im bekannten Elend zwischen Halbwelt, Treppehäusern, Drogenräuschen in Istanbul spielen und – gekonnt flimmernd zwischen Chandler Fanfiction und autofiktiven Bekenntnissen – problemlos belegen, dass es sich bei ihrem Autor um einen Toten handelt, der nicht gestorben ist.



Jörg Fauser
Alles muss ganz anders werden
Erzählungen 1975–79
Diogenes

Die Realität klar benennen

Einige Fragen an *Alexander Carstiu*, einen der Betreiber des Bajszel in Berlin über die Situation der ProgrammSchänke.

Versorgerin: Wir haben Sie ursprünglich mit dem Anliegen kontaktiert, ob Sie für die Versorgerin das Anfang 2025 im ça ira-Verlag erschienene (und äußerst empfehlenswerte) Buch »Der Geist des Widerstands« rezensieren könnten, das politische Texte des Philosophen und jüdischen Résistancekämpfers Vladimir Jankélévitch aus 40 Jahren versammelt. Dass diese Besprechung bisher leider nicht erscheinen konnte, liegt an der Situation, in der Sie sich als Mitbetreiber der ProgrammSchänke Bajszel in Berlin Neukölln befinden, das eskalierenden Angriffen von Israelhassern und Hamas-Sympathisanten ausgesetzt ist. Wir haben deshalb vereinbart, diese verhinderte Rezension als Ausgangspunkt zu nehmen, um diese skandalösen Zustände zu thematisieren. Zuallererst möchten wir Sie um eine kurze Charakterisierung des Bajszel bitten.

Alexander Carstiu: Das Bajszel ist dem Konzept nach eine ProgrammSchänke, das bedeutet, wir haben sowohl einen klassischen Café- und Kneipenbetrieb, als auch ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm, das wiederum bedeutet Lesungen zu politischen, kulturellen und literarischen Themen, Konzerte, Filmvorführungen.

Versorgerin: Wie hat sich die Situation seit dem Terrorangriff der Hamas am 7. Oktober 2023 für Sie verändert?

Alexander Carstiu: Wir haben individuell seit vielen Jahren eine klare Position gegen alle Formen von Antisemitismus und Rassismus,



Elisa Lapan und Paul Schuberth Ende Oktober im Bajszel bei ihrem Vortrag zur musikalischen Gewalt in nationalsozialistischen Konzentrationslagern.

gerade auch den auf Israel bezogenen Antisemitismus, der seit vielen Jahren virulent ist. Zudem ist uns die Kritik des Islamismus wichtig. Schon vor dem 7.10. wurden wir von Antisemiten angegriffen und diffamiert. Wir erlebten Provokationen, Beleidigungen und Diffamierungen. Besonders nach unserer Veranstaltung zur Staatsgründung Israels 1948 sind wir ins Visier geraten. Es ging eigentlich um eine offene Diskussion über die gängigen Mythen zur Staatsgründung, schon im Vorfeld erhielten wir Drohungen und die Veranstaltung sollte von AktivistInnen verhindert werden. Seitdem wurde versucht, unseren Laden anzuzünden, wir wurden dutzende Male mit roten Dreiecken markiert, mit Pflastersteinen attackiert (zum Glück haben wir von Anfang an Sicherheitsglas einbauen lassen). Es kommt permanent zu Bedrohung und Beleidigungen. Ein weiterer Höhepunkt ereignete sich im Oktober, als wir drei Betreiber defakto Morddrohungen auf Flugblättern mit unseren Gesichtern und Namen erhielten. Seit über einem Jahr stehen wir nunmehr unter Polizeischutz, seitdem im April auch Islamisten gegen uns demonstrierten. 24 Stunden am Tag. Anders wäre der Betrieb des Ladens kaum möglich.

Versorgerin: Jetzt könnte man meinen, dass sich mit Ende der Militäroperation und der Aussicht auf einen Friedensplan die Lage beruhigen sollte. Ist das so? Bzw. inwieweit sind die Angriffe institutionalisiert und gar nicht an äußere Ereignisse gekoppelt?

Alexander Carstiu: Mich ärgert es immer, wenn von propälastinensischen Gruppen oder Aktionen geredet wird, wenn über die Gewalt gegen uns gesprochen wird. Es geht um Antisemitismus, nicht um den Nahostkonflikt, das was wir als nichtjüdischer Ort erleben, ist für viele Israelis, Juden, Kurden und aber auch für KritikerInnen des Islam und des Islamismus seit langem Realität. Antisemitismus ist leider eine Leidenschaft, ein Ticket. Das ist entkoppelt von der Realität und Fakten. Ich fürchte, so schnell wird sich die Situation nicht entspannen. Erst vor ein paar Tagen kam es zu einem heftigen Angriff auf den befreundeten Leiter einer arabischen Sprachschule, die sich klar gegen Antisemitismus positioniert.

Versorgerin: Was würden Sie sich an Unterstützung wünschen, sowohl von der Lokalpolitik als auch generell?

Alexander Carstiu: Wir bekommen viel Solidarität und Unterstützung, es müssen aber noch viel mehr Menschen und Organisationen gegen Antisemitismus aufstehen und eine klar israel-solidarische Position ergreifen, sich vor allem mit den bedrängten Menschen solidarisieren und die Realität klar benennen.

ProgrammSchänke Bajszel

Emser Straße 8/9, am Kirsten-Helsig-Platz in Berlin Neukölln - täglich ab 16:00 geöffnet. Getränkekarte und das empfehlenswerte Programm auf: <https://bajszel.de>

Bezahlte Anzeige

Luisa ist da!

Schnell, diskret, unkompliziert. „LUISA IST DA!“ ermöglicht rasche Hilfe aus unangenehmen und bedrohlichen Situationen.

„Sexuelle Belästigung geht uns alle an. Mit „LUISA IST DA!“ senden wir ein starkes Zeichen, dass wir füreinander da sind.“

Alle Informationen zu den teilnehmenden Betrieben und zum kostenlosen Schulungsangebot: www.linz.at/luisa

Mag.^a Eva Schobesberger
Frauenstadträtin

L_nz

Foto: Violetta Wakolbinger

BEZAHLTE ANZEIGE



Letzte Täter und erste Opfer

Die sogenannte »Mühlviertler Hasenjagd« ist in Oberösterreich als besonders grausames, mithilfe der Zivilbevölkerung durchgeführtes Endphaseverbrechen bekannt. Paul Schuberth dokumentiert abseits davon einige Verbrechen der letzten Kriegsmonate in der Region.

»Todesmärsche« von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter*innen, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen; Denunziation und Hinrichtung von Widerstandskämpfer*innen und Deserteur*innen in letzter Minute; Jagd auf Menschen, denen die Flucht aus Lagern und Gefängnissen gelungen war; Einrichtung von Standgerichten; Ermordung von Zivilist*innen, denen Wehrkraftersetzung vorgeworfen wurde; Intensivierung des Sterbe- und Tötungsgeschehens in »Euthanasie«-Anstalten; Ermordung von alliierten, an Tuberkulose erkrankten Kriegsgefangenen in den »Heilstätten« im Jahr 1945: Die sogenannten Endphaseverbrechen, zumal die auf vormaligem und künftigem österreichischen Boden, sind erklärbungsbedürftig. Wäre es für Österreich nach dem großen Angebot in der Moskauer Deklaration 1943, welche die Annexion durch Hitler für ungültig erklärte, nicht naheliegender gewesen, sich entsprechend als erste Opfer Hitlers zu beweisen, anstatt sich unter die letzten Täter einzureihen? War jemand aufrechter Nationalsozialist, blieb er es bis in den Tod; meist in den eigenen, zumindest aber in den der anderen. Kapitulation war ihm selbst schon fremd, doch duldet er sie vor allem bei Kameraden und Volksgenossen nicht. So wurden bis zuletzt Fahnenflüchtige oder schlicht Menschen, die eine weiße Flagge vorm Haus gehisst hatten, mit oder ohne Urteil eines Standgerichtes hingerichtet. War er Vernichtungsantisemit und um die Rassenreinheit des deutschen Volkes bemüht, musste er, egal ob er nun propagandagläufig den Sieg oder erst recht die Niederlage vor Augen hatte, bis zu den letzten Momenten Jagd auf »volksfremde Elemente« machen. Weder der Mord an Juden und Roma und Sinti, noch die ab 1941 »wilde«, dezentralisierte Euthanasie fanden bis zum 8. Mai 1945 ein Ende. Doch so wie die gesamtgesellschaftliche Erfüllung des kollektiven, politischen Wahns im Nationalsozialismus auf das rationale Funktionieren »ganz normaler Männer« (Christopher Browning), die anständige Familienmenschen und Kunstliebhaber sein konnten, angewiesen war, auf Täter, die nur eine »selektive Unabhängigkeit von Moralk entwickeln sollten, anstatt zu »halbmenschlichen Raubtieren« (Michael Burleigh) zu werden; so war der private Wahn der Einzelnen - und neben ideologischem Wahn waren es u. a. auch oft dorfpolitische Auseinandersetzungen oder Mietstreitigkeiten, die Anlässe zu Endphaseverbrechen gaben - eine Bedingung dafür, dass den durchaus *binnennationalen* Interessen und Zielen der NS-Führung entsprochen werden konnte: Lebende Opfer waren in den Täteraugen Beweismaterial und Zeugen gegen die Verbrecher in einem. Der deutsche Faschismus strebte danach, »sich derer zu entledigen, die nach dem Kriege gegen ihn zeugen konnten: der Insassinnen und Insassen von Gefängnissen, Zuchthäusern und Konzentrationslagern, der Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, der Kriegsdienstgegner und Deserteure«, schreibt Ulrich Sander in seinem Werk zu den Endphaseverbrechen, in dem er für diese einen weiteren Grund angibt: Es ging auch darum, jene Kräfte zu beseitigen, die nach der Niederlage einen antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau in Deutschland bewerkstelligen könnten.

Die Endphaseverbrechen im engeren Sinne - wenn man also großzügig die etwa 10 Millionen Kriegstoten alleine in der Zeit nach dem 20. Juli 1944 nicht mitzählt - wurden von einer Reihe an Befehlen teilweise begleitet, teilweise vorbereitet. Zu nennen sind hier etwa der Befehl von Reichsjustizminister Thierack vom 15. Februar 1945, fliegende Standgerichte zur Tötung von Deserteuren zu bilden; Hitlers Befehl vom 19. März an die deutschen Truppen, bei ihrem Rückzug die Infrastruktur zu zerstören; Himmlers »Flaggenbefehl« vom 3. April - wonach alle Männer eines Hauses, das eine weiße Flagge zeigt, erschossen werden sollen - nach einer entsprechenden Bitte des Oberkommandos der Wehrmacht; sowie Himmlers Befehl vom 14. April, bei der Räumung von Konzentrationslagern und Gefängnissen keine Gefangenen zu machen. Diese Anweisungen von höchster Stelle wurden, wie beschrieben, durch die Radikalisierung des zivilgesell-

schaftlichen Engagements »von unten« ergänzt. Hinzu kommt der Umstand, dass die Kompetenzen für die Errichtung von Standgerichten weit nach unten verschoben waren, »und die Zuständigkeitsgrenzen dieser dadurch entstandenen Litanei an zivilen, militärischen sowie polizeilichen Standgerichten weitestgehend aufgelöst« waren (Militärhistoriker Michel Scheidegger). In den letzten Monaten der NS-Herrschaft hielt die politische Führung selbst eine wie auch immer ausgestaltete juristische Ummantelung der Verbrechen nicht mehr für notwendig. Die Entgrenzung der Gewalt in Form dieser Endphaseverbrechen in den letzten 41 Kriegstagen - abseits von Kampfhandlungen der Wehrmacht - kostete alleine auf dem Boden des späteren Österreichs 30.000 Menschenleben.

Eine Form der Endphaseverbrechen, die sogenannte Fliegerlynchjustiz, war in der »Ostmark« im gesamten deutschen Vergleich besonders krass und über die Monate konstant ausgeprägt. Dabei handelte es sich um öffentliche Lynchmorde an alliierten Fliegern, die den Abschluss ihres Flugzeuges überlebt hatten. Von 556 Flugzeugabstürzen auf heute österreichischem Gebiet kam es bei 131 zu Gewalt, wobei 101 Personen getötet wurden - von Personen aus ganz unterschiedlichen Milieus: Bei einem kollektiven Lynchmord in Linz waren die Täter einerseits SS-Männer und Volkssturmangehörige, aber auch ein Landwirt und eine Rot-Kreuz-Schwester. Besonders erschütternd ist der Fall des US-amerikanischen Fliegersoldaten Walter P. Manning. Er wurde, wie andere auch, nicht nur als Pilot, sondern vor allem aufgrund seiner Hautfarbe besonders brutal behandelt. Nachdem er als Kriegsgefangener der Deutschen Luftwaffe nach einer

Hetzjagd interniert worden war, setzte ein von der örtlichen NSDAP koordinierter Mob seine Auslieferung durch. Die Menschenmenge demütigte und misshandelte Manning und erhängte ihn schließlich an einem Laternenpfahl. Seit 2018 erinnert am Fliegerhorst Linz-Hörsching eine Gedenktafel an den Piloten.

Der Leiter des Gauers Oberdonau, August Eigruber, gab im Frühling 1945 aus Rache für die bevorstehende Niederlage den Befehl, Menschen hinzurichten, die im Verdacht standen, Sozialisten und Kommunisten zu sein. So wurden am Abend des 24. April 1945 die Freistädter Männer Richard Gold, Alois Miesenböck, Jakob Smal (in der Ukraine geboren, Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg, der später in Freistadt sesshaft wurde), Johann Zeilinger und Stefan Modelskey (ein polnischer Arbeiter aus ihren Wohnungen geholt und von Volkssturmmännern, von denen die meisten später nicht zur Rechenschaft gezogen wurden, am Fluss Jaunitz ermordet. Einige der Ermordeten waren bereits Schutzbundkämpfer im Jahre 1934 gewesen. Wenige Tage später, symbolträchtig am 1. Mai, wurden acht Mitglieder der Freistädter Widerstandsgruppe »Neues freies Österreich« in Treffling in der Nähe von Linz hingerichtet.

Ein unfassbares Massenverbrechen trug sich Anfang April im niederösterreichischen Krems/Stein zu. Der Leiter des dortigen Zuchthauses Stein, Franz Kodré, hatte angesichts des Anrückens der Roten Armee die Erlaubnis erwirkt, die weniger belasteten Insassen zu entlassen; fuhr dann aber mit der Befreiung der übrigen etwa 1.700 Häftlinge - viele von ihnen politische Gefangene - fort. Alarmiert von einer angeblichen Revolte in der Anstalt wurden unter der Führung des Gauleiters Hugo Jury Einheiten der Schutzpolizei, des Krems Volkssturms, der Wehrmachtsgarnison sowie der Waffen-SS nach Krems/Stein beordert. Die Einheiten riegelten die umliegenden Straßen ab und drängten die Häftlinge zurück in die Anstalt. Dort eröffneten die SS- und Wehrmachtssoldaten das Feuer und massakrierten hunderte Häftlinge. Kreisleiter Anton Wilthum ordnete zudem die Hinrichtung von Anstaltsleiter Kodré sowie von drei seiner Mitarbeiter an. Anschließend begann eine Jagd auf jene Häftlinge, die entkommen hatten können, oder die früher entlassen worden waren und vom Gewaltexzess nichts erfahren hatten, und sich daher ohne Argwohn

durch die Straßen bewegten. Bei diesem Geschehen, das später als »Kremser Hasenjagd« bezeichnet werden sollte, wurden weitere, mehrere Dutzend Häftlinge ermordet.

Mittlerweile in die offizielle Gedenkkultur integriert ist die Erinnerung an die sogenannten Todesmärsche, die Evakuierungsmärsche aus Zwangsarbeits-, Konzentrations- und Vernichtungslagern, im Rahmen derer neben Einzelverbrechen auch in hoher Zahl Massenverbrechen begangen wurden. Bekannt sind etwa die Massaker an jüdischen Zwangsarbeiter*innen in Rechnitz im Burgenland, in Präßbach in der Obersteiermark, in Hofamt Priel im Waldviertel - dessen Hergang und beteiligte Täter nie aufgeklärt werden konnten - oder auch in Enns in Oberösterreich. Wenige wissen allerdings von den Massakern im Bezirk Scheibbs, zum Beispiel in den Gemeinden Göstling an der Ybbs oder Gresten. Auch in der Gemeinde Randegg, zwischen Amstetten und Waidhofen an der Ybbs gelegen, erinnert eine vom lokalen Pfarrer initiierte Gedenkstätte im Schliefaugraben an die Massenerschießung vom 15. April 1945. An diesem Massaker besonders erschütternd ist die prominente Beteiligung von HJ-Funktionären aus Scheibbs und Lunz am See, die die Tat mitplanten, und Hitlerjungen, die sie ausführten. Sie waren, wie der Historiker Johannes Schlack in seiner Untersuchung der Tätermotive für die Endphaseverbrechen im Bezirk Scheibbs zeigt, Teil eines Täternetwerks von fanatischen Nationalsozialisten, die, befeuert von der von Goebbels propagierten »Werwolf«-Ideologie - der Idee eines NS-Volksaufstandes, eines nationalsozialistischen Guerilla-Kampfes -, zum Teil Scheibbs als letzte wehrhafte Bastion des Dritten Reiches ansahen. Etwa 100 ungarische Juden und Jüdinnen, die aus den Lagern Lilienfeld und Kerschenbach bei St. Veit an der Gölsen evakuiert worden waren, trafen am Morgen des 16. April am Dorfplatz von Randegg ein, von wo sie weiter nach Amstetten und Mauthausen transportiert werden hätten sollen. Dazu kam es nicht, denn in Randegg übergab die Gendarmerie das Kommando an die SS-Männer, offenbar ohne Wissen um deren Mordpläne. HJ-Angehörige geleiteten die zum Tode Bestimmten ca. zwei Kilometer in einen Nebenkessel des Schliefaubaches, den Hundsgraben, den zuvor ein mit einem Fahrrad ausgeschickter Hitlerjunge als idealen Hinrichtungsort ausgewählt hatte. Dort wurden die 100 jüdischen Männer, Frauen und Kinder erschossen, ihre Leichen später verbrannt. Im Ort Randegg selbst hatte man für die Bevölkerung zeitgleich ein Schauschießen organisiert, um den Lärm des Massakers zu übertönen. Das Schicksal der ungarischen Juden wurde dennoch den meisten rasch bekannt, und in der Regel mit Gleichgültigkeit hingenommen.

Die Gedenkstätte in Randegg ist nicht gut gepflegt, und auch nicht bei allen Einheimischen gut bekannt. Doch für die vergangenen zwanzig Jahre ist, was die Erinnerungskultur in Österreich insgesamt anbelangt, eine erstaunliche Entwicklung zu konstatieren. Gedenkinitiativen, meist wirklich subversiv gegen Widerstände von SPÖ, ÖVP und FPÖ arbeitend, wurden offiziell abgesegnet; die österreichische Opferthese gilt nur mehr als lachhaft - nicht ohne die Gefahr, die tatsächlichen österreichischen Opfer mitzuverlachen; der von konservativer Seite geführte Kampf gegen Antisemitismus wurde lange als authentisch wahrgenommen. Mittlerweile, bei offizieller Kooperation mit den Taliban bei Abschiebungen in ein islamo-faschistisches Terrorregime, bei Abschiebeoffensiven, bei Verschlechterungen der sozialen Situation der in Österreich lebenden Geflüchteten, bei der ideellen und materiellen Beteiligung an der Aufrechterhaltung der tödlichen Festung Europa, aber auch bei weitgehender politischer Ignoranz gegenüber dem Wiederansteigen des Antisemitismus, erscheint die offiziell gewordene Gedenkkultur *auch* wie der hoffnungslose Versuch, ein Plädoyer dafür zu halten, den gestern Ermordeten doch Menschenrechte zukommen zu lassen, wenn man sie den morgen Ermordeten schon vorenthalten muss, und der Kampf der ÖVP-Rechten gegen linken und islamischen Antisemitismus entpuppt sich als Kampf gegen Linke und Muslime, die zwar als Strohmänner herhalten müssen, das Feuer, das sie fangen, aber selbst mitgelegt haben. Die österreichische Gedenkkultur erhält zunehmend etwas Hohles, Mutloses. Das liegt in der Sache selbst. Denn entmutigend ist tatsächlich die unwillkürliche, sich gegen innere Widerstände aufdrängende Einsicht, dass es realistischer ist, die vergangenen Verbrechen zu verhindern, als den künftigen zuvorkommen. Vielleicht aber erklärt sich das gestiegene, beweisbare Desinteresse an Gedenkkultur auch aus einem Zeitmangel, weil viele Menschen sich schon konspirativ um die Abwehr der drohenden Frühphaseverbrechen der Faschismen dieser Welt bemühen.

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz und Dietach (OÖ).



US-Jagdflieger Walter Manning, ermordet am 3./4. April 1945 in Linz-Hörsching.

Der letzte linke Kleingärtner, Teil 20

Von Roland Röder



Stahl gegen Rehe

Kaum Silvester gefeiert, grüßt schon wieder das Jahresende um die Ecke. Damit ist es Zeit, als letzter linker Kleingärtner die diesjährige Schlacht ums Gemüse Revue passieren zu lassen. Was ging ab im Garten? Ja, ja, die Zucchini wuchsen mal wieder im sprichwörtlichen »S...galopp«. Einige Schlauköpfe sind mächtig stolz darauf, wenn sie einem via Facebook zwei, drei, vier Kilo große Früchte zeigen können. Das zeugt aber nur von Dummheit, denn große Zucchini schmecken schlecht, sofern sie überhaupt noch Geschmack haben. Zucchini erneut man möglichst klein, sobald sie 15 bis 20 Zentimeter lang sind. All die Kleingärtner, die sich mit großen Zucchini präsentieren, ruinieren den Ruf unserer Branche. Hier stimmt es tatsächlich: »Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln.«



Im Anbaukontext unerwünscht: *Capreolus capreolus*

Manchmal ist der menschliche wie kleingärtnerische Drang nach dicken Gartenfrüchten leider Ausdruck von Dummheit. Gut, zugegeben, manchmal passierte es auch mir aus Unachtsamkeit und die Zucchini wurden riesig. Dann stelle ich mich aber nicht mit der Frucht hin, glotze grinsend in die Kamera und mache ein Selfie oder Reel für Social-Media. Andererseits ist die Maßeinheit »dick« im Garten eigentlich schön und erstrebenswert. Im Mittelalter galt dies sogar für uns Zweibeiner. Und wer freut sich nicht über dicke Früchte, dicke Erdbeeren, dicke Johannisbeeren, dicke Zwiebeln, dicke Möhren und eben auch dicke Kartoffeln?

Bei Busch- und Stangenbohnen verhält es sich ähnlich wie bei den Zucchini. Denn wenn ich dick ernte, dann habe ich schlachtweg zu spät

geerntet. Das Prinzip ist denkbar einfach: Wenn ich die Bohnen fröhle, profitiere ich als Kleingärtner doppelt: Zum einen schmecken sie besser und zum anderen wird die Pflanze angespornt, viele Schoten zu produzieren. So habe ich mehr Ertrag. Denn die Pflanze produziert ihren Samen - in dem Fall eben Bohnen - um sich zu reproduzieren. Als nerviger Kleingärtner dränge ich mich lediglich in den Zyklus von Wachstum und Reproduktion hinein, stehle mir von den Pflanzen das, was mir zusteht und bin dann wieder weg.

Während sich die Gesellschaft außerhalb meines gärtnerischen Horizonts wieder ordentlich zofft über den Umgang mit den Fremden, also denen, die anders sind, was dann wohlweise Nachbarn, Kunden, Mitmenschen, Verbraucher oder andere Geflüchtete sein können, werde auch ich misstrauischer gegenüber Fremden. Außerdem meines Kosmos wappnet man sich mit allerhand juristischem Zeugs gegen die

Fremden und betreibt das Spiel mit den armen fragilen Grenzen, die geschützt werden müssen, immer hektischer und vor allem martialischer. Nur mir hilft mal wieder keiner, wenn die vierbeinigen Fremden kommen und alles kahlfressen.

Denn zuletzt hatte ich wieder ungebetenen Besuch - also Rehe in meinem Gemüsegarten - aber ich hatte keinen Schengener Vertrag, um mich zu schützen. Ohne Erlaubnis und ohne anzuklopfen, schllichen sie sich frühmorgens in der Dämmerung in den Garten und fraßen ratzfatz die Blätter meiner Roten Beete und meines Grünkohls ziemlich kahl. Fehlen der Roten Beete aber die Blätter, dann wird das nichts mit dem Wachstum der Knolle.

Das wurde mir zu bunt und ich habe aufgerüstet. Wenn Grenzanlagen

aus Stahl gegen zweibeinige Fremde helfen, dann muss das auch im Garten gegen Vierbeiner möglich sein. Gesagt, getan: ich zäumte meine Rote Beete und meinen Grünkohl mit Stahlgittern ein. Es wäre doch gelacht, wenn ich mir von süßen Rehböcken auf dem Kopf herumtanzen lasse. Stahl hilft. Außerdem bin ich ein deutscher linker Kleingärtner. Und Stahl und Deutschland passen nun mal zusammen. So oder so. Nachdem die Zäune hochgezogen waren, hatte ich einigermaßen Ruhe vor dem Vieh. Ich hätte übrigens bei der Rehplage noch eine sinnstiftende Anwendung für Stahl im Angebot: Schießen. Ja, richtig, die Freunde der Jagd, also die Jäger, sollen mehr Rehwild schießen. Das ist allerdings in befriedeten Bezirken, wie es Wohngebiete nun mal sind, aus gutem Grund nicht erlaubt, aber außerhalb schon. Gleichzeitig vergießen Ökos gerne das ein oder andere Tränlein ob des armen Rehs, das von Jägern zu Manitu in die ewigen Jagdgründe befördert wird. Denn die netten Ökos sind halt nicht die, die mühsam Rote Beete und Grünkohl kultivieren und die Früchte dann kampflos den Rehen schenken. Manchmal hat eine Aufrüstungsspirale ihr Gutes. My home is my castle.

Drei Praxistipps:

1. Trau dich und benutze als Kleingärtner deinen Verstand. Dicke Zucchini sehen zwar schön aus, taugen aber eher nur für die Tonne.
2. Grenzanlagen aus Stahl können im Garten gegen Rehe helfen.
3. Halte dich gut mit den Jägern in deinem Homeland. Das hilft dir, manche Plagegeister aus dem Garten zu vertreiben. Und zwar nachhaltig. Denn Nachhaltigkeit ist wichtig.

Roland Röder ist Geschäftsführer der Aktion 3.Welt Saar e.V. (www.a3wsaar.de), einer allgemeinpolitischen NGO in Deutschland, die bundesweit arbeitet, u.a. zu Landwirtschaft, Asyl, Migration, Islamismus, Antisemitismus, Fairer Handel. Er mag den Begriff »Hobby« nicht und lebt einen Teil seines Lebens als aktiver Fußballfan. Die Gartenkolumne erscheint auch in der Luxemburger Wochenzeitung WOXX und im Wochenmagazin FORUM.



Freifahrtschein für Kunst- und Kulturerlebnisse

Die Linz-Kulturcard-365 öffnet Türen

Für Kunstschauffende, Freigeister und Kreative bietet die Linz-Kulturcard 365 eine günstige Möglichkeit, die vielfältige Kulturszene der Stadt tiefgehend zu erforschen. Ob Ars Electronica Center, Lentos Kunstmuseum, Francisco Carolinum, OK Linz, Nordico Stadtmuseum oder Schlossmuseum – mit der Karte erhältst du Zugang zu über 30 inspirierenden Kulturräumen, die Herz wie Geist beflügeln. Dazu bietet die Karte auch Rundgänge, Rabatte und exklusive Einblicke.

Alle Vorteile auf einen Blick:

- Freier Eintritt in 11 Museen
- Exklusive Begegnungen
- Gewinnspiele
- Ermäßigungen

Die Linz-Kulturcard-365 gibt es auch als Geschenk im Online-Shop oder in der Linzer Tourist Information, Rathausgasse 2 um 55 €. Für unter 26-Jährige ist sie bereits um 35 € zu haben. Wer bereits eine hat, kann die Karte für nur 45 € verlängern lassen. Neu ist die Karte für alle unter 19 Jahren um nur 15 €!

www.kulturcard-linz.at

Wie Feminismus seine Geschichte vergisst

Die interessantesten Vertreterinnen der Zweiten Frauenbewegung waren Historikerinnen.

Warum ihre Schriften sich sowohl als Argument gegen den Queerfeminismus wie gegen den Geschlechterkonservatismus eignen, erläutert *Magnus Klaue*.

Dass »die Frau« keine Stimme habe und in der abendländischen Geschichte diskursiv unsichtbar gemacht worden sei, und dass »das weibliche Subjekt«, von dem niemand so recht weiß, was es überhaupt bezeichnet, zum Verschwinden gebracht werde - solche mit anmaßend kritischem Gestus vorgebrachten Generalurteile waren immer schon Symptome für eine Krise der Frauenbewegung, nicht für ihre Radikalität. Die Hochzeit der Rede vom Verschwinden des weiblichen Subjekts waren die siebziger und achtziger Jahre, als sich das Erkenntnisinteresse feministischer Kritik vom Alltags-, Berufs- und Familienleben der Frauen stärker auf Sprache und Kommunikation als Sphären vorgeblich systematischer Erzeugung geschlechterspezifischer Ungleichheit verlagerte. Die Verlagerung ging theoriegeschichtlich einher mit dem Siegeszug des Poststrukturalismus und der »performativen Wendek in den Sprachwissenschaften. Beide Strömungen betonten den Handlungscharakter von Sprache gegenüber ihrer Repräsentationsfunktion, interessierten sich eher für das, was Sprache »tut«, als für das, was sie darstellt, und neigten dazu, die Überzeugung von der Erkenntnisfunktion von Sprache als (abendländischen, patriarchalischen, weißen) »Logozentrismus« unter Verdacht zu stellen. Aus solcher Hermeneutik des Verdachts entsprang vor allem bei französischen Feministinnen wie Hélène Cixous (»Das Lachen der Medusa«, 1975) und Luce Irigaray (»Speculum - Spiegel des anderen Geschlechts«, 1980) die Annahme einer konstitutiven Ausschließung aus der Sprache, die »die Frau« als dasjenige, was sich logozentrischer Zurichtung entziehe, aus dem Universum sprachlichen Austauschs tilge. Ja, diese Tilgung konstituiere die Sprache, wie wir sie kennen, überhaupt erst als immanente Sinnzusammenhang.

Die Psychoanalytikerin und Literaturwissenschaftlerin Julia Kristeva, die zu Unrecht oft mit Cixous und Irigaray in einem Atemzug genannt wird, zeigte in ihrer 1974 veröffentlichten Studie »Die Revolution der poetischen Sprache«, dass sich dem Gedanken einer Ausschließung des Weiblichen als negativem Gründungsakt des Sprachvermögens durchaus etwas abgewinnen lässt, sofern er nicht unzulässig verallgemeinert oder biologistisch reduziert wird. Kristeva bestimmt das von ihr so genannte Semiotische, das der symbolischen Ordnung (dem sprachlichen Komplement der Gesellschaft) gegenübersteht, als Ensemble jener Aspekte der Sprachentwicklung des Kindes, die Sprache als Symbolisierungs- und Artikulationssystem mit dem Leib verbinden, dessen erfahrungsgeschichtlich erste Form der Leib der Mutter ist, an dem das Ungeborene und der Säugling somatisch teilhaben. Wie sich im Prozess der Individuation der Körper des Kindes vom anfangs mit ihm verbundenen Körper der Mutter lösen muss, damit Mutter und Kind als individuelle Wesen fortleben können, so muss sich der Sprachleib durch Identifikation mit der symbolischen Ordnung von den Impulsen des Semiotischen, die ihn mit dem Mutterleib verbinden, absetzen, ohne sich gegen sie zu verschließen. Der Ort, an dem die Dialektik zwischen Symbolischem und Semiotischem ausgetragen wird, ist für Kristeva die poetische Sprache. Insofern alle Poesie sich an dieser Dialektik arbeitet, kann das im mütterlichen Leib repräsentierte Weibliche ebenso in der écriture männlicher Autoren (wie Charles Baudelaire oder Stéphane Mallarmé) zum Ausdruck kommen, wie es im Schreiben weiblicher Autoren durch Überidentifikation mit der symbolischen Ordnung zurückgedrängt und neutralisiert werden kann. »Weibliches Schreiben« (ein beliebter Topos jener Zeit) bezeichnet für Kristeva keine literarische Selbstvergewisserung von Frauen, keine weibliche Selbsterfahrungs-literatur, sondern Schreibweisen, die im Semiotischen aufbewahrte frühkindliche Impulse sprachlich artikulier- und entzifferbar machen.

Die Diskussionen über den Ausschluss »des Weiblichen« aus der symbolischen Ordnung und über die Möglichkeit »weiblichen Schreibens« zeugen trotz ihrer Vielfalt allesamt davon, wie stark die feministische Theoriebildung jener Jahre sich von der empirischen Lebenswirklichkeit der Frauen entfernt hatte. Sie entwarfen elitär-akademistische Gegenmodelle zu dem auf Empirie gerichteten Erkenntnisinteresse, das ebenfalls seit Ende der siebziger Jahre feministische Historikerinnen formulierten. Anders als die französischen Poststrukturalistinnen ließen sich Karin Hausen, Silvia Bovenschen, Barbara Duden, Ute Frevert, Karin Walser, Claudia Honegger und ihre Mitstreiterinnen keiner gemeinsamen theoretischen Schule zuordnen, verfolgten aber alle, ohne sich abgestimmt zu haben, ähnliche Ziele. Eine Gegenbewegung zum Poststrukturalismus bildeten sie insofern, als es ihnen darum ging, aufzuweisen, dass »die Frau« und »das

Weibliche« im historischen Prozess keineswegs verschwunden oder ausgelöscht worden sind, sondern ihre Präsenz sich im Gegenteil in zahllosen Dokumenten und Realien, Archiven und Praktiken des Alltags niedergeschlagen hat, ohne jedoch in gleicher Weise erschlossen worden zu sein wie die die Sozial-, Geistes- und Alltagshistoriographie bestimmende »Männergeschichte«.

Die Historikerinnen erlagen nicht der Versuchung, die »Frauengeschichte«, die zu rekonstruieren sie antraten, als Geschichte des Anderen der repressiven Vernunft oder als Gegengeschichte zur »patriarchalischen« Historiographie zu substanzialisieren. Vielmehr war ihnen bewusst, dass die Geschichte von Unfreiheit und Unmündigkeit mit der Individuationsgeschichte der Einzelnen derart verwoben ist, dass sie auf jeweils spezifische Weise die individuelle Entwicklung von Frauen wie Männern aus verschiedensten Milieus, mit unterschiedlichen Begabungen, Interessen und Erfahrungen betrifft. Die Gegenstände, denen die Historikerinnen sich immer wieder widmeten, fungierten als Prismen solcher Erkenntnis. Leitmotivisch durchzieht ihre Arbeiten die Frage nach der Genese der Frauenheilkunde und Gynäkologie, insbesondere danach, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen diese Tätigkeiten, die zu den frühesten Formen weiblicher Arbeit gehören, im 19. Jahrhundert in den meisten westlichen Staaten zu von Männern ausgeübten Berufen geworden sind. Bovenschen zeigte in ihrem Essay »Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und der Hexenmythos«, der 1977 in dem Band »Aus der Zeit der Verzweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes« erschien, wie an der Beschäftigung mit dem Körper der Frau gewonnene Fähigkeiten der Naturerkennnis im Übergang vom Mittelalter zur frühen Neuzeit als Hexerei, Zauberei und Besessenheit denunziert und der aufkommenden instrumentellen Rationalität als archaisch entgegengesetzt wurden. So wurden, wie Bovenschen schreibt, die Frauen aufgrund der von ihnen erworbenen medizinischen Fertigkeiten, deren Vernunftaspekt nicht mehr erkannt und auch nicht anerkannt wurde, von »Subjekten der Naturaneignung« zu »Objekten der Naturbeherrschung«.

Die massenhafte Ermordung von Frauen als »Hexen« erklärt Bovenschen damit, dass die im Absinken begriffenen Formen klerikaler Herrschaft und ihr Konterpart, die frühbürgerliche Aufklärung, in der Frau als »Hexe« einen gemeinsamen Sündenbock zwecks Sistierung sozioökonomischer Konflikte gefunden hatten. Auch Barbara Duden in ihrer 1987 erschienenen Studie »Geschichte unter der Haut« und Claudia Honegger in »Die Ordnung der Geschlechter« (1991) erzählen die Geschichte der neuzeitlichen Medizin, insbesondere der Gynäkologie, als Geschichte der Halbierung von Aufklärung und Vernunft zum Schaden der Frauen. Halbierung wohlgemerkt, nicht Zerstörung: Duden rekonstruiert in ihrer Lektüre der Tagebücher und Krankenakten, die der Eisenacher Arzt Johann Storch um 1730 über Leibeskrankheiten, Schwangerschaften und »Weiberklagen« seiner Patientinnen geführt hat, wie damalige Vorstellungen vom Körperinneren, von den Unterschieden weiblicher und männlicher Anatomie sowie von der Bedeutung von Schmerzen das Selbstverständnis der Frauen zum eigenen Körper beeinflussten, an dem sie zugleich gebildet worden waren. Honegger wiederum zeigt, wie zwischen der Mitte des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts die Genese der Gynäkologie als exklusiv dem weiblichen Körper gewidmeter Männerberuf durch geschlechtertypologische und physiologische Vorstellungen vom »Weib« als Grenzform des »Menschen« in den Humanwissenschaften sekundiert wurde.

Weder Bovenschen noch Duden und Honegger unterschlagen, dass die von ihnen rekonstruierte Entwicklung Fortschritte einleitete, die es ohne sie nicht gegeben hätte. Wäre die neuzeitliche Medizin nicht aus ihrer Vorgeschichte in der Naturheilkunde herausgetreten, hätten die von den als »Hexen« verfolgten Frauen behandelten Krankheiten niemals auf ihre Ursachen hin analysiert oder gar aus der Welt geschafft werden können. Auch die Vorstellungen von Beginn, Dauer und Ende einer Schwangerschaft sowie von der inneren Beschaffenheit des weiblichen Körpers, nach denen sich Storch beim Umgang mit seinen Patientinnen richtete, waren gegenüber den diagnostischen und anästhetischen Möglichkeiten der modernen Gynäkologie defizitär: ungenau, begriffsschwach und teilweise gefährlich für die werdende Mutter wie für das Ungeborene. Selbst der von Honegger rekonstruierte wissenschaftshistorische Prozess, in dem die Frau zu »dem Weib« als epistemologischem Gegenstand einer personell männlichen Medizin

wurde, war nicht nur ein Rückschritt, sondern hat mit der Sexualwissenschaft, Sozialpsychologie und nicht zuletzt mit der Psychoanalyse Institutionen und Denkformen hervorgebracht, mit denen er kritisiert werden konnte. Dieses fortschrittliche Moment zu konzedieren, beantwortet allerdings nicht die Frage, weshalb die Geschichte der modernen Medizin die Hexenverfolgungen hervorgebracht hat; weshalb die Geschichte der modernen Gynäkologie die von Duden ausführlich untersuchte »erste Regung« - die erste für die Frau spürbare Bewegung des Ungeborenen im Mutterleib - als Index der Schwangerschaft gegenüber diagnostischen Verfahren entwertete, die das Faktum der Schwangerschaft von der Körperfahrung der Frau entkoppelten; und weshalb die Verwissenschaftlichung der Gynäkologie von geschlechtertheoretischen Konzepten begleitet wurde, die »das Weib« als Grenzfall des Menschen beschrieben.

Indem sie solche irrationalen Elemente von Fortschritt, Aufklärung und Vernunft in den Blick nahmen, machten die Historikerinnen dem Begriff des Fortschritts selber im Sinne einer Dialektik der Aufklärung die Rechnung auf, ohne ihn preiszugeben. Darin ähnelten Duden, Honegger und Bovenschen Karin Hausen, Ute Frevert, Karin Walser und anderen Vertreterinnen einer Sozial-, Mentalitäts- und Gefühlsgeschichte, die die Begriffe ihrer eigenen Disziplin durch das Brennglas der »Frauengeschichte« in Frage stellten und schärften: Walser, indem sie an der Geschichte des Dienstmädchenberufs die Frage stellte, weshalb die Erwerbstätigkeit alleinstehender Frauen sich mit Anbruch der Moderne ausgerechnet auf einem Gebiet entfalten konnte, das objektiv ein feudales Relikt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft war; Hausen, indem sie die von ihr so genannte »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« in einen aktiven, sachlichen, außenorientierten männlichen und in einen empathischen, introspektiven, fürsorglichen weiblichen Typus auf die Dissoziation des »ganzen Hauses« und die Transformation des Haushalts in eine außererbliche Privatsphäre zurückführte; Frevert schließlich, indem sie die Geschichte bürgerlicher Gefühle wie Ehre, Anstand und Vertrauen anhand der De- und Rekonfiguration des bürgerlichen Geschlechtscharakters rekonstruierte.

Lohnend ist die Lektüre dieser Autorinnen, weil sie zum Ausgangspunkt nehmen, was fast jede Auseinandersetzung mit dem Feminismus heute vergessen zu haben scheint: die Tatsache, dass der Eintritt der Frauen in die Geschichte schon lange stattgefunden hat. Dass das vielberufene »feministische Subjekt« selbst bereits eine Geschichte hat, die angenommen und reflektiert werden muss, um es zur Geltung zu bringen: Dies jedoch verleugnet nicht nur der Queerfeminismus, wenn er das Geschlecht zum Resultat einer voluntaristischen Wahl erklärt. Es wird auch durch die immer lauteren (und immer häufiger weiblichen) Apologeten eines selbst längst historischen Geschlechterkonservatismus verleugnet, wenn sie behaupten, die Emanzipation der Frau sei wenigstens in westlichen Gesellschaften beendet, weshalb der Feminismus hierzulande keine Daseinsberechtigung mehr habe. Beide Seiten könnten, wenn sie belehrbar wären, an den Schriften der Historikerinnen lernen, dass es eine Zeit gab, in der die Frauen- und Geschlechterforschung Gegenstände aufzuschließen half, die den akademischen Disziplinen bis dato nicht zugänglich waren.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Jungle World und von 2015 bis 2020 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. Von Magnus Klaue ist 2022 im XS-Verlag der zweite und abschließende Band der Essaysammlung »Die Antiquiertheit des Sexus« erschienen. Seit Frühjahr 2024 ist er Mitherausgeber der Halbjahreszeitschrift »casa blanca. Texte zur falschen Zeit«, deren Ausgabe 2/2025 dieser Tage erscheint.

<https://textezurfalschenzeit.de/>

Nachruf auf Hannah Arendt

Anlässlich Arendts 50. Todestages lässt *Marcel Matthies* ihr Nachdenken über das Denken Revue passieren.

Am Abend des 4. Dezember 1975 erlitt Hannah Arendt im Beisein des befreundeten Pärchens Jeanette und Salo Baron in ihrer Wohnung in der 12. Etage am Riverside Drive 370 (Manhattan) einen Herzinfarkt. Es heißt, sie habe plötzlich mitten im Gespräch - ihrer Hand entglitt dabei die Zigarette - gehustet, sei ohnmächtig geworden und sofort verstorben. Schon im Jahr zuvor hatte sie einen Infarkt erlitten. Ihr Herz wurde jedoch bereits seit 1970 strapaziert, als ihr Mann Heinrich Blücher einem Herzinfarkt erlag und ihre 30-jährige Ehe endete. Ihre Urne liegt neben der seinen auf dem Friedhof des Bard Colleges. Und obwohl geschah, was nie hätte geschehen dürfen, so Arendts Formulierung für das Grauen in den NS-Todesfabriken, ist sie fähig gewesen, eine Liebe zur Welt zu bewahren. Eines ihrer Gedichte ist Zeugnis dieser Liebe:

*Ich lieb die Erde
so wie auf der Reise
den fremden Ort,
und anders nicht.
So spinnt das Leben mich
an seinem Faden leise
ins nie gekannte Muster fort.
Bis plötzlich,
wie der Abschied auf der Reise,
die große Stille in den Rahmen bricht.*

So wie die Endlichkeit in jedem Anfang angelegt ist, so ist in einem Nachruf das Bewusstsein von der Vergänglichkeit allen Lebens verewigt, das im Andenken, Gedenken, Eingedenken und in der Andacht die Unverwechselbarkeit eines verstorbenen Menschen zu bewahren sucht. Mit Arendts Pointierung der Gebürtigkeit grenzte sie sich nicht nur von Martin Heideggers Sein-zum-Tode ab, sondern erzeugte einen Lichtblick nach der vollkommenen Finsternis. Demgemäß ließ sie ihr Opus Magnum *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* ausgerechnet mit dem Hinweis auf die fortdauernde Kraft des Neubeginns enden: »Dieser Anfang ist immer und überall da und bereit. Seine Kontinuität kann nicht unterbrochen werden, denn sie ist garantiert durch die Geburt eines jeden Menschen.«

Wer das dreiteilige Buch liest, taucht in das Wie ihres Denkens ein, das durch eine Verknüpfung disparater Sinnsschichten gekennzeichnet ist. So ergibt sich bei der Lektüre aller drei Teile weniger eine Einheit als vielmehr ein im Wandel begriffenes Verständnis. Aus Arendts Einsicht in den allumfassenden Traditionsbuch ging ein »Denken ohne Geländer« hervor, das mit dem Aufbau eines in sich geschlossenen Theoriegebäudes grundsätzlich unvereinbar war. Ihrem Denken war mitunter eine Widersprüchlichkeit eigen, die sich teils aus utopischen Hoffnungen und Träumen speiste, obwohl oder vielleicht gerade weil deren Grundlagen durch Auschwitz, Treblinka und Sobibor irreversibel beschädigt wurden.

Nicht nur Arendts oft von schneidender Schärfe getragener Ton dürfte ausschlaggebend dafür gewesen sein, dass ihre Positionen bis heute affektgeladene Urteile hervorrufen, die von Verehrung bis Verfemung reichen. Mehr noch, an der Rezeption ihrer Schriften fällt auf, dass sie für gegensätzliche Weltbilder vereinnahmt werden: War Arendt eine Radikal-Konservative oder eine Radikal-Demokratin, eine elitäre Theoretikerin in der Studierstube oder eine egalitäre Kämpferin für Menschenrechte, eine Zionistin oder eine Antisemitin? Einerseits genießt ihr Essay *We Refugees!* (1943) Kultstatus in vermeintlich progressiven Kreisen, weil die Kosmopolitisierung des Denkens, gesellschaftliche und geschichtliche Konkretion ausklammernd, dazu dient, die bevölkerungspolitische Transformation in der Gegenwart zu rechtfertigen. Andererseits ist ihre Argumentation im Essay *Reflections on Little Rock*² (1959) bis heute Gegenstand einer Debatte um Rassismus. Arendts unbestreitbare Aktualität ist nicht zuletzt daran zu erkennen, dass zwei Kinofilme (2012, 2025), diverse Dokumentarfilme, Ausstellungen sowie unzählige Publikationen über ihr Schaffen erschienen sind.

Drang in die Tiefe

Über das Denken nachzudenken, sei Philosophie - laut Arendt ein einsames Geschäft, weil das Denken auch nur sehr eingeschränkt geneigt sei, mit anderen zu kommunizieren. Die Tätigkeit des Denkens war für sie »das stumme Zwiegespräch des Menschen mit sich selbst«. Im Gegensatz zu anderen Tätigkeiten sei das Denken unsichtbar, manifestiere sich also äußerlich nicht: Vielleicht einmalig sei das Denken, weil es keinen Drang habe zu erscheinen. Da das denkende Ich, »für das ein Leben ohne Sinn in der Tat eine Art Tod bei lebendigem Leibe ist«, nicht mit dem wirklichen Selbst identisch sei, nehme es seinen Rückzug von der gewöhnlichen Erscheinungswelt nicht wahr. An anderer Stelle heißt es: »Die einzige denkbare Metapher für das Leben des Geistes ist die

Empfindung des Lebendigseins«. Ohne das Denken, also ohne den tonlosen Dialog zwischen mir und mir selbst, sei der menschliche Geist tot. »Wenn wir alles wissen würden, würden wir das Denken aufgeben.«

Das Denken ist Arendt zufolge wie das Leben eine Tätigkeit, das sein Ziel in sich selbst trägt. Ein Ziel könne es für das Denken, das immer auf Sinn aus sei, nicht geben. Wenn das Denken nicht durch sich selbst seinen Sinn erhalten, so komme ihm kein Sinn zu. Wenn es stimmt, dass das Denken ein Selbstzweck ist, folgt daraus, »daß alle Fragen über das Ziel oder den Zweck des Denkens so unbeantwortbar sind, wie Fragen über das Ziel oder den Zweck des Lebens.« Anders als der Wissensdrang

würde das Denken als solches jedoch nur wenig Nutzen für die Gesellschaft bringen. Erkennbar sei das auch daran, dass sich das Denken gerade deshalb von der unausweichlichen Frage abwende, warum wir denken, da es ja keine Antwort auf die Frage gebe, warum wir leben. Für den größten Irrtum der Philosophen hielt Arendt die Annahme, »dass ich, wenn ich denke, erst wahrhaft ich selbst bin. Gerade wenn ich allein bin, bin ich nie ein ›Selbst‹, nie identisch mit mir. Dies sei der Irrtum von Heideggers *Sein und Zeit* gewesen, dessen Denken sie nicht von Einsamkeit, sondern von Verlassenheit gekennzeichnet sah. Denken gehe immer auf das, was unter der Oberfläche sei. Oder es gehe in die Tiefe. Wohlgerichtet, die Tiefe sei seine Dimension.

Im Eingedenken an Walter Benjamin, dessen Vertraute sie im Pariser Exil war und dessen Manuscript *Über den Begriff der Geschichte* sie nach New York brachte,

griff Arendt auf die Denkfigur des Perlentauchers zurück. Um die Denkbruchstücke der Vergangenheit zu entreißen, sei der Tauchgang in die Tiefen der vergangenen Zeiten unabdingbar, denn auf dem Grund des Meeres ließen sich Perlen und Korallen aus dem überkommenen Zusammenhang herausbrechen und als Fragmente an die Oberfläche des Tages retten und um sich versammeln. Im Perlentaucher sei die Suche nach verloren gegangener Überlieferung darin verborgener Erfahrungen verdichtet. Leitend sei für ihn die Erinnerung an eine weit entlegene Vergangenheit, die von der Gegenwart zwar unwiderruflich abgetrennt sei, deren Denkbruchstücke jedoch im Heute die Erwartung einer fernen Zukunft mit Hoffnungen füllen würde. Arendts Denkweise war ein Drang in die Tiefe eigen, die ihr einen Zauber verlieh, so Hans Jonas. Ob aber selbst Arendts Irrtümer bedeutender waren als die Richtigkeiten vieler kleinerer Geister, wie Jonas in seiner am 8. Dezember gehaltenen Trauerrede auf Arendt verkündete, ist fraglich. Zweifellos bezog er sich damit auf Arendts Eichmann-Buch. Auch mit der Frage, warum Arendt in dem Buch so gravierend irrite, setzt sich der Verfasser dieses Nachrufs in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift *casa blanca*³ (2/2025) ausführlich auseinander.

Idealisierung des Denkens

Ein Grund für die heftige Kontroverse um Arendts Buch *Eichmann in Jerusalem* war ihr darin erhobener Anspruch, die übergreifende Erklärung für die »Endlösung der Judenfrage in der »Totalität des moralischen Zusammenbruchs« gefunden zu haben. Sie wollte die Judenvernichtung als einen technokratisch organisierten »Verwaltungsmord« verstanden wissen. Entscheidend für das Böse im moral-philosophischen Sinn sei vor allem Eichmanns Gedankenlosigkeit gewesen. Infolge seiner »Unfähigkeit zu denken« sei es für einen Verbrecher-Typus wie Eichmann fast unmöglich gewesen, »sich seiner Untaten bewußt zu werden.«

Dass sich Arendts Erklärung als unzulänglich erweist, ist auch ihrer Herangehensweise geschuldet: Sie identifizierte die dem Täter unterstellte Gedankenlosigkeit mit dem Bösen, ohne gewahr geworden zu sein, dass in ihrer Rede vom vollständigen Fehlen des Denkens bei Eichmann wiederum ihre idealisierte Vorstellung vom Denken zum Ausdruck kam. Zugleich ging Arendt Eichmanns Verteidigungsstrategie vor dem Jerusalemer Gericht auf den Leim: Dass sie Eichmann glaubte, er hätte keinen Standpunkt zur »Endlösung«, ja »überhaupt keine Motive« gehabt, wäre keineswegs »von wahnwitzigem Judentheß, von fanatischem Antisemitismus oder von besonderer ideologischer Verhetzung« angetrieben worden, sondern lediglich als fahrlässiger, farbloser Funktionär bei der Verwaltung des Völkermords bereit gewesen, »alles zu tun, was seinem Fortkommen dienlich sein konnte«, ist von empörender Naivität. De facto war Adolf Eichmann, Leiter des sogenannten Judenreferats im Reichssicherheitshauptamt, ein glühender Antisemit gewesen, der seine Arbeit eifrig betrieben und selbst noch nach dem verlorenen Weltkrieg bedauert hatte, das Werk, alle 10,3 Millionen Juden in Europa zu vernichten, nicht vollendet haben zu können, wie in den Büchern *Eichmann vor Jerusalem* von Bettina Stangneth und *Eichmanns Memoiren* von Irmtrud Wojak dargestellt wird.

Arendt knüpfte an ihre Vorstellung vom Bösen in ihrem Buch *Vom Leben des Geistes* an: »Ist Bosheit, wie immer man sie definieren möge, ist dieser »Wille zum Bösen« vielleicht keine notwendige Bedingung des bösen Handelns? Hängt vielleicht das Problem von Gut und Böse, unserer Fähigkeit, Recht und Unrecht zu unterscheiden, mit unserem Denkvermögen zusammen? [...] Könnte vielleicht das Denken als solches [...] zu den Bedingungen gehören, die die Menschen davon abhalten oder geradezu dagegen prädisponieren, Böses zu tun?« Es ist, als sei sie von der Leuchtkraft des Denkens so fasziniert gewesen, dass sie mitunter davon geblendet wurde: Das Denken allein kann keine hinreichende Bedingung für das Gute darstellen, wie Bettina Stangneth an Arendt kritisiert, sondern kann ebenso dem Bösen dienen. Gerade Intellektuelle sind, weil sie von der Möglichkeit des Denkens in besonderer Weise Gebrauch machen, anfällig für einen Missbrauch des Denkens. Dies hat Arendt sogar selbst erfahren müssen: So erzählte Arendt 1964 im Gespräch mit Günter Gaus von der Entstehung eines leeren Raums, der sich 1933 infolge der vorauselenden »Gleichschaltung« vieler Intellektueller in Deutschland umgehend um sie gebildet hatte.

Das Beispiellose des millionenfachen Hinmordens ist keineswegs, wie Arendt behauptete, durch »schiere Gedankenlosigkeit« erklärbar, sondern hat vielmehr damit zu tun, dass die Nazis laut Dan Diner bis dahin gültige Maßstäbe der Zweckrationalität schlechend aufhoben. Rationalität als Prämisse des Denkens verlor demnach durch das Handeln der Nazis unbemerkt seine Geltung: Da man den Nazis aber eine rationale Handlungslogik unterstellt, war die *gegenrationale Logik* der Vernichtung um der Vernichtung willen buchstäblich undenkbar, zumal deren absolute Sinnlosigkeit ökonomischen und militärischen Rationalitätsanforderungen widersetzte.

Hans Jonas' Aussage, selbst Arendts Irrtümer seien bedeutsamer gewesen als die Richtigkeiten vieler kleinerer Geister, enthält einen wahren Kern: Ihr Eichmann-Buch führt praktisch vor, dass das Denken keine Gewähr für das Gute ist, ja dass sich im Drang zu verstehen mitunter sogar eine »Perversität der Brillanz«⁴ Ausdruck verschaffen kann. Mit dieser Paradoxie brachte Norman Podhoretz, damaliger Chefredakteur des *Commentary*, das Kontroverse des Buchs auf den Begriff. Der von Arendt bewohnte Raum geistiger Autonomie war für sie während und nach der totalen Verfinsternis der Geschichte - bildhaft gesprochen - eine von der Sonne beschienene Lagune fernab einer zur Mordstätte gewordenen Welt. Am Ende stellte für sie die gedankliche Unabhängigkeit - neben der Liebe zu ihren Freunden - ein zur Beheimatung geeignetes Domizil dar, das sie nach ihrer Flucht in die USA um jeden Preis zu schützen bereit war. Wer die Wohnstätte ihres geistigen Lebens besichtigen mag, findet unauslöschliche Spuren davon in ihren Büchern hinterlassen.

Verwendete Literatur

- Hannah Arendt:** Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München 1986.
Hannah Arendt: Vom Leben des Geistes. Das Denken - das Wollen, München/Zürich 1998.
Hannah Arendt: Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk, München 1996.
Hannah Arendt: Menschen in finsternen Zeiten, München/Zürich 1989.
Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, München 1986.
Hannah Arendt: Die Sonning-Preis-Rede. Kopenhagen 1975, in: H. L. Arnold (Hg.): Hannah Arendt. Text+Kritik 166/167. München 2005, 3-12.
Hannah Arendt: Denktagebuch. 1950-1973. 2. Bd. München/Zürich 2002.
Hannah Arendt: Ich selbst, auch ich tanze. Die Gedichte, München 2015.
Dan Diner: Gedächtniszettel. Über jüdische und andere Geschichten, München 2003.
Hans Jonas: Hannah Arendt 1906-1975, Trauerrede für Hannah Arendt, in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt, Heidelberg 1976, 169-171.
Norman Podhoretz: Hannah Arendt on Eichmann - A Study in the Perversity of Brilliance, in: Commentary Vol. 36, No. 3, 1963, 201-208.
Bettina Stangneth: Böses Denken, Reinbek bei Hamburg 2016.

[1] <https://versorgerin.stwst.at/artikel/12-2019/hannah-arendt-abusus>

[2] <https://jungle.world/artikel/2022/12/arendt-gegen-arendt>

[3] <https://textezurfalschenzeit.de/>

[4] <https://www.commentary.org/articles/norman-podhoretz/hannah-arendt-on-eichmann-a-study-in-the-perversity-of-brilliance/>

Marcel Matthies geht in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift *casa blanca* - Texte zur falschen Zeit (2/2025) der Frage nach, welche Konstellationen dazu geführt haben, dass Hannah Arendt ab etwa 1944 mit dem Zionismus brach und sie später ausgerechnet im Bericht über den Prozess gegen Eichmann Judenräte wie Judenstaat diffamierte.

Das war STWST84x11 FOG MANIFESTO

THE FOG IS THE MEDIA: Einige Eindrücke über die diesjährige Showcase-Extravaganza, die von 1. bis 7. September in der Stadtwerkstatt gelaufen ist.

Bilder: stwst



Mit STWST84x11 FOG MANIFESTO thematisierte die STWST bei ihrem jährlichen Medienkunstformat **Nebel als Material, Medium und Netzwerk**. Sie zeigte dabei desorientierte Arbeiten und vernebelte Kontinuitäten zwischen Theorie und künstlerischer Praxis - und lud zu einem Spektakel der reduzierten Weitsicht, des halluzinierenden Bewusstseins, der verschleierten Sichtbarkeit und der verdichteten Unüberprüfbarkeit.



Mit dem Kunstevent NEBELKEGELN kreierte die STWST innerhalb eines künstlerischen Gesamtkonzepts eine durchgängige Installation und ein Kegeltournier, bei dem an zwei Abenden in den Nebel gekegelt wurde. Ein Spiel wurde gespielt, aber die Realität und die Ergebnisse waren nicht vorhanden.

The Name of the new Game:
Es gibt eine richtige Simulation in der falschen.

FOG BOWLING im O-Ton:

Fog Bowling is starting

Bitte zur Box gehen und ziehen
Please go to the box and draw

Bitte bedenke - dies ist ein Spektakel der reduzierten Weitsicht, desdiffusen Geschehens, der Unsichtbarkeit und der Unüberprüfbarkeit

Please keep in mind - this is a spectacle of reduced foresight, diffuse events, invisibility and unverifiability

The fog is the media
The media is the fog in you

Wir versuchen, das zu verstehen
We try to understand this

Sprich ins Mikrofon
Speak into the microphone

Bitte betritt die Nebelkegelbahn
Please enter the fog bowling alley

Bitte vorbereiten
Prepare your sync

Achte auf das Signal
Listen to the signal

FOG BOWLING.....NOW

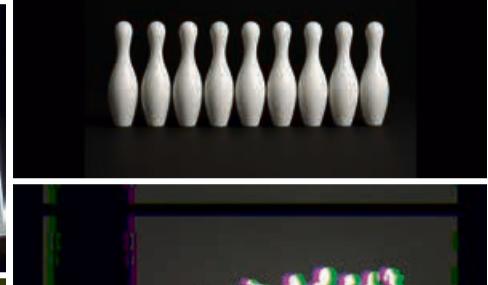
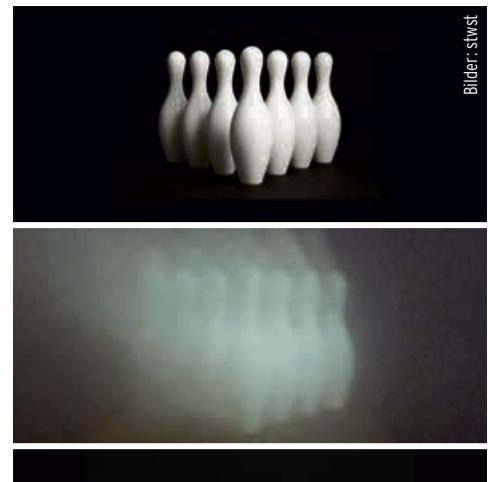
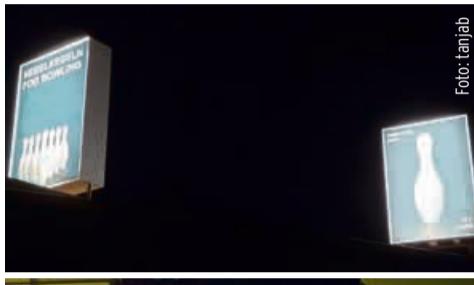
Gratulation. Jeder gewinnt, alle verlieren
Congratulations. Everyone wins, all lose

Thanks for joining us.

Bitte verlasse die Bahn
Please leave the alley

stwst84x11.stwst.at

Mehr Kontext: s. Seite 15



JEDE:R GEWINNT

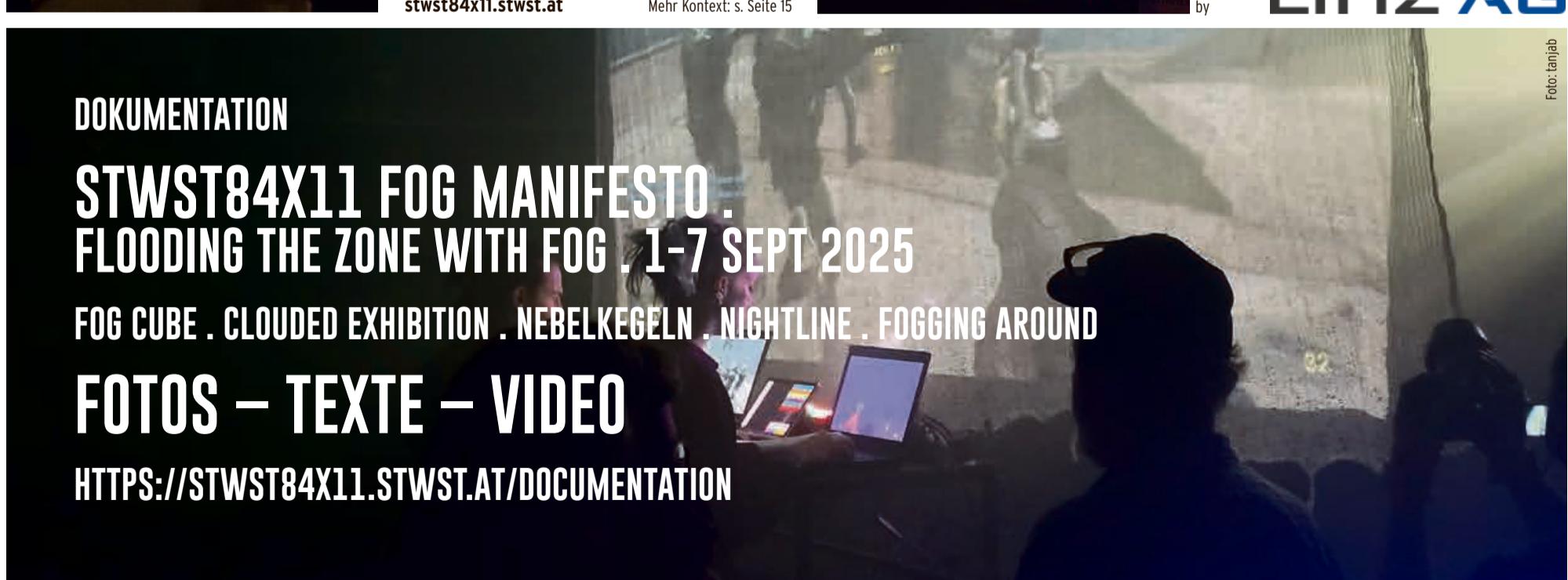
ALLE VERLIEREN

LINZ AG

Support by



Foto: Hemmigh-Palermo



DOKUMENTATION

**STWST84X11 FOG MANIFESTO .
FLOODING THE ZONE WITH FOG . 1-7 SEPT 2025**

FOG CUBE . CLOUDED EXHIBITION . NEBELKEGELN . NIGHTLINE . FOGGING AROUND

FOTOS – TEXTE – VIDEO

[HTTPS://STWST84X11.STWST.AT/DOCUMENTATION](https://stwst84x11.stwst.at/documentation)

Foto: tanjab

Preview STWST Jahresclaim 2026: HAUNTED

Der Begriff Hauntologie definiert dabei eine Reihe von Ideen, die sich auf die Rückkehr oder das Fortbestehen von Elementen aus der sozialen oder kulturellen Vergangenheit beziehen, als würden sie die Gegenwart heimsuchen. Die Begriffe der Heimsuchung und des Spuks treffen dabei auf viele Entwicklungen der Gegenwart auf bizarre und schreckliche Weise zu: Im Dauerzustand der Multikrisen denken nicht mehr wir die Krise, sondern die Multikrisen denken uns. Und sie suchen uns heim. Wir sprechen von Krieg, dem Niedergang demokratischer Sphären, der strukturellen Gewalt des Technokapitalismus, vom ökologischen Desaster.

Hauntologien vermögen aber auch positive Heimsuchungen zu generieren. Dies meint etwa kulturelle Identitätskonzepte, die in die Vergangenheit verlegt werden, auf dass ihre Realität oder Fiktion die Gegenwart auf bessere Weise erreichen möge. Sprich, als Fiction: Sun Ra kommt vom Saturn. Oder, in visionärer Vorausschau: Die Antifa schlägt den Trumpismus nieder und weitet ihren Widerstand global bis interstellar aus. Der Stadtwerkstatt geht es also auch um ein Beschwören von hilfreicher, tatsächlicher oder gut platzierte Ideengeschichte, die zwischen Kunst, Politik, Theorie und SF und allem, was zwischen Fake und Fact als gut und richtig erscheint, noch aufgescheucht werden will.

Wir sind an Hauntologien interessiert, deren Geister sich in unterschiedlicher Form im Bewusstsein manifestieren mögen: Etwa als Ideen, die in Ritzen, Winkeln oder als unsichtbar über uns schwebende Wolken überdauert haben, um - verwandelt oder nicht - erneut Gestalt anzunehmen.

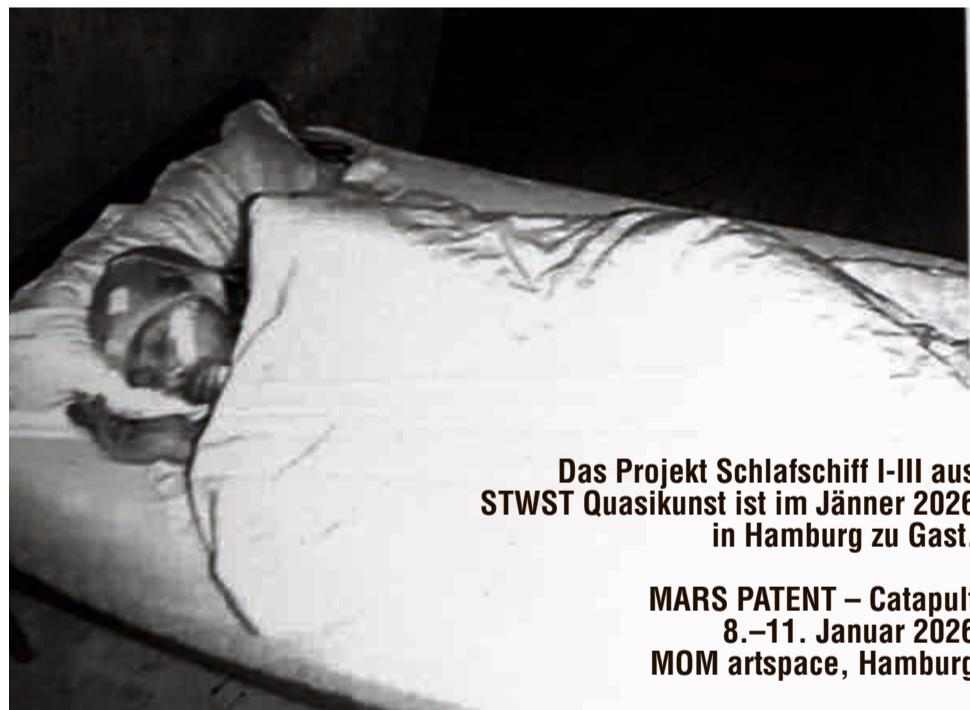
Mit HAUNTED bzw. THE HAUNTED MEDIA ruft die STWST Hauntologien zwischen Medialität, Technologien, spukhaften Manifestationen, Wiedergängertum und Liminalität aus.

Die Uneindeutigkeit und Breite, die dem Begriff der Hauntologie innewohnt, kommt der Idee entgegen, den Ansatz auch auf den Begriff der Medien zu erweitern - und auf Kontexte von Technologie und ihrer Nutzung. Es seien hier genannt: diffuse Phänomene, Maschinen-Halluzinationen, der Spuk des Algorithmus, die endlosen Loops und die untoten Streams of Contents sowie die zunehmend überall integrierten und deshalb unsichtbar gewordenen Medien, Medialitäten und Daten-Entitäten: Es sollen neue Erzählräume, neue Spukmaschinen, fluide Geister-Entitäten sowie neue Software und Wetware gegenübergestellt werden.

Feedbackschleifen, Untergangsszenarien, Eskapismus, alte soziale Widersprüche und neue Vision: Zwischen der Halluzination der KI-Systeme und menschlicher Imaginationskraft können die Medien transzendieren: Hier können Medien entweder in Seancen sprechen, oder es spricht die KI mit ihren LLMs. Ja, das Medium ist das Medium! Und mit dem Jahresclaim 2026 wollen wir auch die guten Geister nicht vergessen - und die bessere Geisterbahn für alle beschwören.

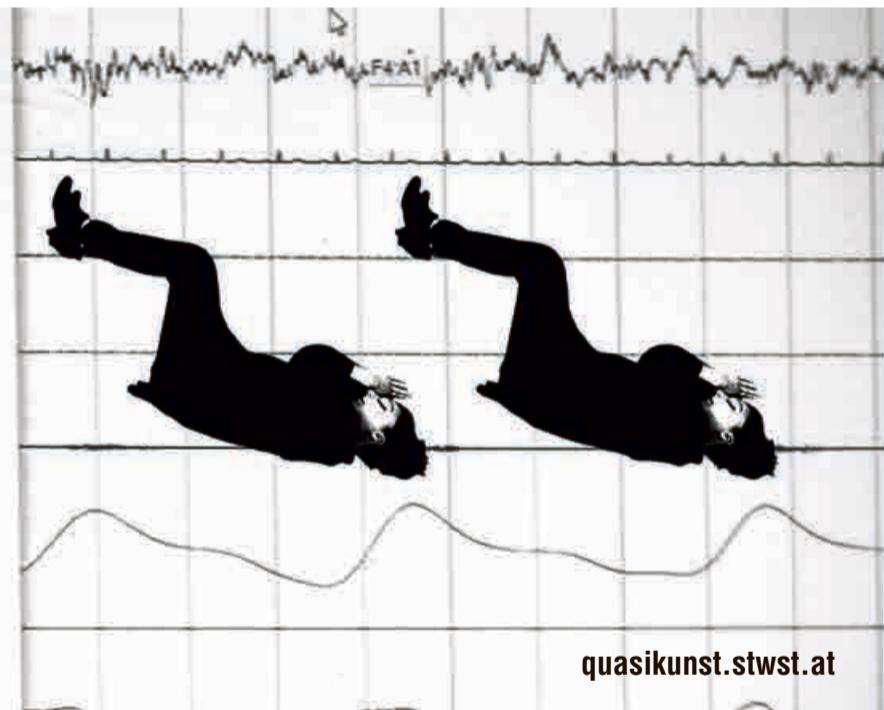
Bis Anfang des Jahres 2026 wird ein programmatischer Open Call veröffentlicht, der sich an widerständigen Kunst-, Technologie und Medienproduzent:innen sowie Researcher aus den verschiedenen Feldern richten wird.

Für alle, denen jetzt schon was einfällt – und die es nicht erwarten können: office@stwst.at



Das Projekt Schlafschiff I-III aus STWST Quasikunst ist im Jänner 2026 in Hamburg zu Gast.

MARS PATENT – Catapult
8.–11. Januar 2026
MOM artspace, Hamburg



STWST QUASIKUNST

»Schönheit liegt im Auge des Betrachters«, sagt der Volksmund. Schluss mit diesem Subjektivismus! Statt sich auf die landläufigen Meinungen zu verlassen, fragt die »Jungle World« nach: Werden Schönheitsnormen wieder rigider? Ist es wichtig, dass Städte gut aussehen? Wer unterzieht sich Schönheitsoperationen und wieso? Wie entsteht Schönheit im Film? Warum waren deutsche Philosophen so fasziniert von der Frage, was schön ist und was nicht? Und natürlich: Wie hässlich ist Deutschland wirklich? Antworten auf diese und mehr Fragen stehen in unserer extra-dicken Doppelausgabe zum Thema Schönheit, die am 18. Dezember erscheint. Schön, oder?

**WER SCHÖN SEIN WILL,
MUSS LESEN!**



Mit einem **Print-Abo
der Jungle World**
kommt die Schönheit
stets von innen.



jungle.world/werschoenseinwillmusslesen

* Bestellen Sie ein Abonnement für drei, sechs oder zwölf Monate und sparen Sie jeweils ein Drittel des Preises – unabhängig vom gewünschten Zahlungszeitraum.

BEZAHLTE ANZEIGE

bindloareswhfytupkmcg

Das Projekt »Sigil Séance Against Space Billionaires« von *David Benqué & Lucile Olympe Haute* ist im Herbst beim Medienkunstfestival MFRU31 in Maribor gelaufen. Hier ein Interview mit den beiden.

Versorgerin: Euer Projekt begann 2021 mit dem ersten Passagierflug von Jeff Bezos' Weltraumtourismus-Rakete New Shepard. Ihr thematisiert Weltraum-Milliardäre als Figuren, die unmoralische Reichtümer anhäufen, faschistische Ideologien aus Science-Fiction-Romanen übernehmen und eine Spur von Tod und Zerstörung hinterlassen. Ihr sprechst konkret auch von einem »New Space« und einem »The billionaire colonialist/ecocidal industrial complex«. Könnt ihr das etwas anschizzieren, bzw. auch, was hinter euren Theoriebezügen steht? Ich zitiere zwei von euch refrenzierte Titel: »The Settler Logics of (Outer) Space« von Deondre Smiles oder »Astrotopia: The Dangerous Religion of the Corporate Space Race« von Mary-Jane Rubenstein.

David Benqué & Lucile Olympe Haute: Die »New Space«-Industrie bezieht sich auf den kapitalistischen Boom, der durch das unter Obama verabschiedete Gesetz zur Wettbewerbsfähigkeit kommerzieller Weltraumstarts von 2015 ausgelöst wurde. Dieses Gesetz gab US-Bürgern und -Unternehmen im Grunde genommen freie Hand bei der »Erforschung« des Weltraums zu kommerziellen Zwecken. Von Trägerraketen bis hin zum Asteroidenbergbau wurde alles für kommerzielle Interessen freigegeben, während staatliche Investitionen zurückgefahren wurden.

Die Werke von Smiles und Rubenstein stellen den US-Weltraumwettlauf als Fortsetzung kolonialer Geschichten und Muster dar, die von religiöser Ideologie untermauert sind. Eines der offensichtlichsten Beispiele dafür ist »Manifest Destiny«, die Idee, dass die westliche koloniale Expansion in den USA dem Willen Gottes entsprach und Landraub und Völkermord rechtfertigte. Trump hat diesen Begriff einige Male verwendet, insbesondere erneut in seiner Antrittsrede 2025, als er über die Kolonialisierung des Mars sprach.

Ein weiterer wichtiger Denker in dieser Geschichte ist Gerard K. O'Neill, der für die Vision der Raumfahrt in den 1970er Jahren verantwortlich war. Als die amerikanische Grenze schließlich keinen Platz mehr für eine weitere Expansion nach Westen bot, richtete O'Neill seinen Blick nach oben, zu den Sternen. Zu seinen Werken gehören das 1976 erschienene Buch »The High Frontier: Human Colonies in Space« sowie berühmte Illustrationen von bewohnbaren Raumstationen, die amerikanische Vorstadtlandschaften nachbilden. Jeff Bezos studierte bei O'Neill in Princeton, wodurch seine Mischung aus Physik und Kolonialvision zu einem sehr einflussreichen Bestandteil der heutigen Vorstellung von Weltraum-Milliardären wurde.

Versorgerin: Ihr knüpft mit »Sigil Séance Against Space Billionaires« auch an einen Text von Paris Marx an: »Leave the Billionaires in Space«. Die Message ist klar: Das Böse soll verbannt werden, um die guten Kräfte zu mobilisieren. Ihr habt dann, was das Projekt betrifft, eine Abfolge von Ritualen und Prozederes zwischen Okkultismus und Technologie entwickelt, die mit Bestandteilen von konspirativen Treffen, Sprüchen, Flüchen, Sigillen und im Endeffekt mit einer Kunstinstallation arbeitet - es geht, ich zitiere, um »eine Teleperformance, die auf chaos magick und Sigillen basiert, zwei modernen Traditionen der Magie, die sich (...) auf die Erzeugung von Effekten auszeichnen«. In Maribor hat im Ausstellungsraum einer Kirche ein Laser ununterbrochen verschiedene Sigillen von magischen Sprüchen wie eben zum Beispiel »Bind Billionaires who fly to the upper sky from coming back to earth« gezeichnet oder auch »Defund Starlink«. Das Projekt war also ununterbrochen am herumgeistern und beschwören. Wie spielen Magie und Technik hier zusammen? Wo seht ihr euch zwischen Kunst oder auch den »Esoteric Ecotechnics« im Titel des Festivals MFRU31?

David Benqué & Lucile Olympe Haute: Wir waren begeistert von der Möglichkeit, das Projekt zu einem Ausstellungsstück weiterzuentwickeln. In Maribor haben wir zum ersten Mal einen Laser eingesetzt und dafür sind wir den MFRU-Kuratoren Lara Mejč und Davide Bevilacqua zu Dank verpflichtet. Der Laser im Ausstellungsraum zeichnete kontinuierlich eine Auswahl von Sigillen aus vergangenen Séancen. Es ist wichtig zu beachten, dass wir diese nicht als eigenständig wirksam betrachten, sie waren dort eher leere Geschosse bzw. ein Modell für Ausstellungszwecke. Das eigentliche Ritual muss so ablaufen, dass die Menschen zunächst gemeinsam die Sigille schreiben und sie dann durch den Startvorgang aufladen, damit sie Wirkung zeigen. Das gesamte Ritual ist darauf ausgerichtet, eine kollektive Absicht auf den Ausdruck und die Manifestation eines Ziels zu lenken, daher müssen Menschen daran beteiligt sein. Wir könnten nur mit einem Stock in den Sand zeichnen und eine Sigil-Séance abhalten, während selbst der ausgefallenste Laser der Welt ohne Menschen nichts manifestieren kann. Die von uns verwendete Technologie ist recht einfach: eine Webseite und eine JavaScript-Bibliothek namens Yjs, die normalerweise für die gemeinsame Bearbeitung von Texten verwendet wird. Unsere Seite erfüllt im Wesentlichen zwei Aufgaben: Sie macht die miteinander

verbundenen Menschen für einander sichtbar und aktualisiert das Zeichen in Echtzeit für alle. Es handelt sich um einen einfachen, speziell angefertigten Online-Treffpunkt, um dieses besondere Teleperformance-Ritual zu veranstalten.

Versorgerin: Dass sich eure Arbeit nicht eskapistisch versteht, sondern im Gegenteil sehr politisch, ist offensichtlich. Ich gehe damit zu Formen des Protests, die sich sozusagen durch gemeinsame Rituale, Sigils, Ciphers und Scripts speisen. Was gibt es dazu historisch zu sagen? Kritischerweise könnte man hier auch von einer Vormoderne sprechen - oder einer »Macht der Machtlosen«. Wie wird Magie und ein gewisser Surrealismus zu Selbstermächtigung und Protest? Und kann man hier auch von einer feministischeren Ausformung von Protest sprechen?

David Benqué: Ja, wenn überhaupt, dann versuchen wir, der Ideologie der Weltraum-Milliardäre entgegenzuwirken, die auf einer Politik der verbrannten Erde basiert. Die Vorstellung, dass die Menschheit auf dem Mars überleben, geschweige denn gedeihen könnte, ist ein unglaublicher Irrglaube, der einfach nicht funktionieren wird, aber dabei derzeit auf der Erde echten materiellen Schaden anrichtet. Unser Ritual ist in erster Linie ein Schutzritual, ursprünglich eine Art Bindung, die die Milliardäre daran hindern sollte, auf die Erde zurückzukehren. Wie man

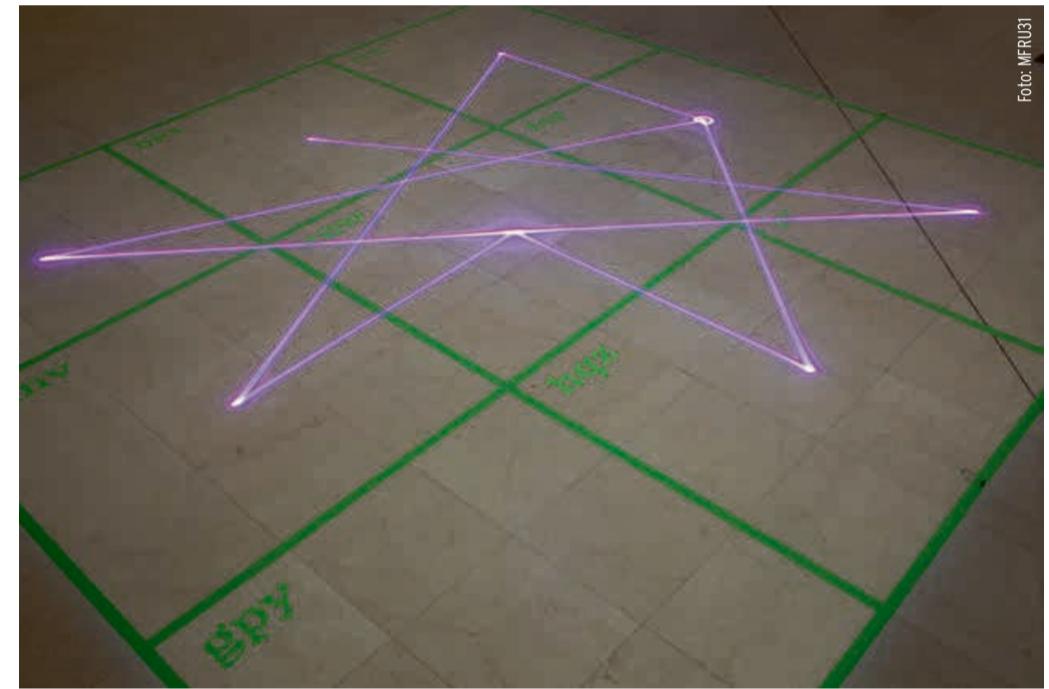
sehen kann, hat jedes Zeichen seine eigene Wirkung, sodass die Einzelheiten variieren können. Es ist interessant, dass in der Frage die »Macht der Machtlosen« erwähnt wird, da dies auch der Titel des Dark Mountain-Artikels¹ ist, in dem wir etwas über *Jusatsu Kito Sodan* ('Killing Curse Prayer Monk Group') erfahren haben, eine Gruppe von Mönchen, die in den 1970er Jahren in Japan Rituale durchführten, um die Besitzer von Fabriken zu verfluchen, die für die Umweltverschmutzung verantwortlich waren. Dies war eine große Inspiration für das Projekt und unterstreicht auch einige der ethischen Diskussionen, die wir geführt haben: Ist es richtig, jemandem Schaden oder sogar den Tod zu wünschen, unabhängig von dessen negativen Auswirkungen auf die Welt? Wenn man bereit ist, Magie einzusetzen und sie ernst zu nehmen, könnten sich die Auswirkungen tatsächlich manifestieren, und es könnten auch schlimmere Konsequenzen auf einen selbst zukommen. Für die buddhistischen Mönche ist dies nicht unbedingt zu rechtfertigen, aber *Jusatsu Kito Sodan* kam zu dem Schluss, dass die Gefahr für den Planeten groß genug war, um den Fluch auf industrielle Umweltverschmutzer zu rechtfertigen. Meiner Meinung nach wurde die Toxizität von Persönlichkeiten wie Elon Musk oder Jeff Bezos mehr als genug nachgewiesen, um dasselbe zu rechtfertigen, und seit wir das Projekt 2021 gestartet haben, hat sich dies nur bestätigt.

Lucile Olympe Haute: Aus feministischer Sicht haben Protest und Online-Aktivismus ihre Wurzeln in der bereits bestehenden Bewegung des Cyberfeminismus, die unter anderem darauf abzielt, nicht-dominante Technologien zurückzugewinnen. Sie wird etwa von Künstler:innen und Theoretiker:innen wie Cornelia Sollfrank und dem Kollektiv Constant in Brüssel verkörpert und theoretisiert, um nur einige zu nennen. Wähle, nutze und entwickle Werkzeuge, um menschliche Organisationen zu formen, um Werkzeuge zu formen, um menschliche Organisationen zu formen.

Versorgerin: Hinter dem Projekt steht das sigil-seance.diagram.institute. Was macht das Institut? Was sind die nächsten Vorhaben? Und: Was sind eure nächsten Vorhaben als Künstler:innen und Autor:innen?

David Benqué: Das Institut absorbiert jeden, mit dem es in Kontakt kommt, in seine organisatorische Struktur. Lucile ist jetzt die Hohepriesterin für Chaosmagie und wenn man nicht aufpasst, erhält man auch einen Titel und wird in das Organigramm aufgenommen. Im

Ernst: Das Institut ist das Forschungsschiff, das ich nach Abschluss meiner Promotion im Jahr 2020 gegründet habe, um die Arbeit fortzusetzen und den Wirkungsbereich zu erweitern. In meiner Doktorarbeit ging es darum, Diagramme als Sprache zu verwenden, um sich kritisch mit algorithmischen Vorhersagen auseinanderzusetzen. Seitdem habe ich diese Praxis erweitert, indem ich die Sprache der Diagramme einsetze, um bestehende Systeme (algorithmische, technische, politische) zu lesen und neue in Form von Publikationen, Software, Visualisierungen usw. zu schreiben. Weitere Projekte und Neuigkeiten sind unter <https://diagram.institute> zu finden. Derzeit denke ich darüber nach, wie ich eine kollaborative Mapping-Umgebung einrichten kann, um unterdrückreriche Systeme gemeinsam zu zeichnen. Ich träume davon, *Diagramstagram* einzurichten, eine reine Diagramm-



»Bind Billionaires who fly to the upper sky from coming back to earth«: bindloareswhfytupkmcg.

Social-Media-Plattform im Fediverse, und ich denke viel über die Ludditen nach und darüber, wie man diese Vorstellung in einem von KI angegriffenen Kunst- und Designkontext mobilisieren kann. Sigil Séance planen wir, einerseits als bestehendes Format zu wiederholen, während wir immer mehr Ausgaben des Rituals veranstalten.

[1] <https://dark-mountain.net/power-of-the-powerless/>

Das Interview hat Tanja Brandmayr für die Versorgerin geführt.

Davide Benqué ist Künstler, Designer und Forscher aus Paris, Frankreich, der derzeit in Cork, Irland, lebt und arbeitet. Seit seiner Promotion am Royal College of Art in London, Großbritannien (2020), ist er als Institute of Diagram Studies tätig. <https://diagram.institute>

Lucile Olympe Haute ist Künstlerin, Dozentin für Design an der Universität Nîmes (FR) und assoziierte Forscherin an der École des arts décoratifs in Paris (FR). lucilehaute.fr

Die Sigil-Séance-Anwendung wurde an verschiedenen Orten vorgestellt und ausgestellt, darunter die Radical Futures Conference 2024 am University College Cork, das Seminar Mardi de la Générale 2024 in Paris, in der von Arianna Forte kuratierten Ausstellung »Casting a Spell in Computational Regimes« 2024 im SomoS Arts in Berlin und dem Internationalen Festival für Computerkunst »Esoteric Ecotechnics« 2025 in Maribor.

Die Sigil-Séance-Anwendung steht nun auch zum Testen zur Verfügung. Sie können Ihr Feedback per E-Mail senden oder Ihr Interesse an zukünftigen Séance-Sitzungen unter der folgenden Adresse anmelden: sigil-seance@diagram.institute

MFRU31 fand in Maribor statt, von 26.09.-05.10.2025

Ein Text von David Benqué & Lucile Olympe Haute über »Sigil Séance Against Space Billionaires« ist hier nachzulesen: <https://asapjournal.com/cluster/algorithms-and-the-occult/sigil-seance.diagram.institute>

Abtauchen ins konspirative Netzwerk

Die STWST bei *Esoteric Ecotechnics* in Maribor: *Davide Bevilacqua und Tanja Brandmayr* im Gespräch über Nebel, Medien, Seancen, Algorithmen und das Medienkunstfestival MFRU31.

MFRU, das internationale Festival für Computerkunst, fand diesen Herbst zum 31. Mal in Maribor/Slowenien statt. MFRU31 trug 2025 den Titel *Esoteric Ecotechnics. Irrational Computation and Conspiratorial Networking*. Im Kern wurden dort zeitgenössische Netzwerk und kritische Medienkunst gezeigt und mit der Themensetzung die Auseinandersetzung mit den aktuellen Entwicklungen von Technologie verfolgt, konkret auch eine Reflexion des erstarkenden technokapitalistischen und politischen Totalitarismus und seiner mannigfach toxischen

Teil *In Focus* als Initiative mit längerer Medienkunstgeschichte eingeladen, die sowohl aktuelle Projekte produziert, als sie auch ihre Vergangenheit immer wieder befragt. Ich denke, als Kurator von MFRU31, der gleichzeitig auch Leiter von servus.at ist, hast du mit deiner Ko-Kuratorin Lara Mejač deine Nähe zur STWST ausgiebig diskutiert. Und meiner Meinung nach sind wir damit mitten im Thema: Wo wird Nähe zum produktiven Element der Kenntnis, des Wissens, der Kontinuität, des Austausches, der Allianzen - und wo wird die Nähe

die im Haus auch gemeinsam mit FRO verschiedene Dinge generieren - im großen Bogen werden etwa Medien erschaffen und bespielt, Menschen und Maschinen vernetzt, Inhalte, Kunst und Diskurs entwickelt und verbreitet.

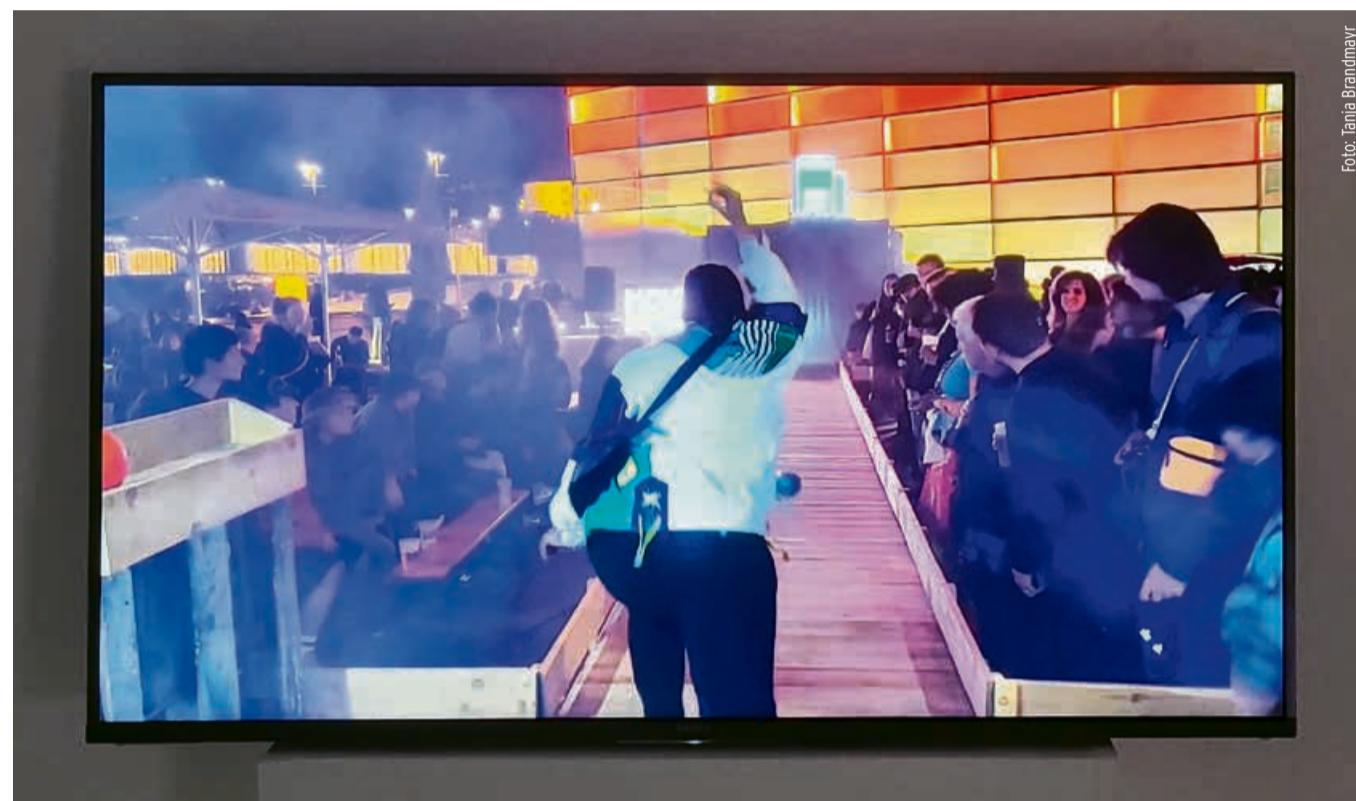
Was die Themensetzung der Allianzen und der *Esoteric Ecotechnics* anbelangt, der *irrationalen computation* und des *conspiratorial networking*, stelle ich auch eine Frage: Was ist die Rolle von kritischer Medienkunst? Wir sehen Medienkunsthäuser und fancy digitale Kunsträume, die eigentlich keine Kritik üben, sondern Oberflächen bedienen. Digitalisierung und Netzwerkmédien haben in den 2010er Jahren ziemlich stabile Formen bekommen. Und obwohl die kritischen Aspekte von Big Tech da schon sichtbar waren, ist die Medienkunstwelt gescheitert, eine kritische Kultur zu etablieren, sondern ist von Innovation und der »next big idea« gesquattet worden. Sogar die Elemente der Sichtbarkeit und des Erfolgs der Medienkunstszene haben hier nichts genutzt. Insgesamt denke ich hier an eine Konversation mit Aymeric Mansoux (siehe ARDC!), die die Medienkunst(geschichte) als unauflöslich mit Big Tech und dem militärischen Komplex verbunden sieht.

Bei MFRU haben wir die Narrative der Esoterik aufgezogen, um »conspiratorial« über alternative Ideen zu reden, die versuchen, einen Counterpart zu Big Tech und die digitalen Kulturen des Mainstreams zu entwickeln. Im großen Zusammenhang geht es auch darum, dass man nicht immer nur die letzten Techniken verwendet, sondern historische Bögen spannt und langsame Änderungen erkennt bzw. Muster identifiziert. Mit diesem Switch zu esoterischen Medien, Symbolwelten und Unsichtbarkeit geht es eher um eine Sprache der Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit, die Grundlage für eine weniger affirmative und sich nur andauernd selbstbestätigende Technokultur sein könnte. Und ich frage mich, inwieweit wir das im Verborgenen machen sollen.

Tanja Brandmayr: Müssen wir untertauchen? Wollen wir untertauchen? Was ist zum Beispiel der Grund für Unsichtbarkeit? Mich persönlich nervt ja schon seit geraumer Zeit dieses

Gerede über Sichtbarmachung, es ist fast so penetrant wie die Propaganda der permanenten Innovation, weil das alles kontraproduktiv wird, wenn eigentlich keine Substanz mehr vorhanden ist. Substanz entsteht aber vor allem auch durch die unsichtbaren Teile der Dinge, metaphysisch gesprochen durch die neun Zehntel des Eisbergs unter der Oberfläche, die alles erst herstellen und vor dem Absaufen bewahren - und das eine sichtbare Zehntel überhaupt erst möglich machen. Den ganzen Eisberg an die sichtbare Oberfläche zerren zu wollen, ist also schlichtweg idiotisch. Was Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit anbelangt, vielleicht so: Gesellschaftspolitisches Sichtbarmachen gegen Marginalisierung und Verschwinden von Diversität: unbedingt ja. Nicht abtauchen zu dürfen, sondern permanent in eine neoliberalen Angebotshaltung des ausgestellten Individuums zu kommen: unbedingt nein. Zudem anti-privat in den Lichtkegel der Datenextraktion und des größten Experiments der Menschheitsgeschichte gezerrt zu werden: unbedingt nein.

Wir als STWST haben ja heuer, sowohl bei STWST84x11 FOG MANIFESTO Anfang September als auch in Maribor bei MFRU31 Ende September mit



Das Projekt Nebelkegeln als Video im Ausstellungsraum bei MFRU31

bis irrationalen Effekte. Die beim Festival auch laufende Präsentation *In Focus* stellte dabei die STWST als Medienkunstinitiative mit aktueller Positionierung und längerer Geschichte vor. Kuratiert war MFRU31 von der slowenischen Kuratorin Lara Mejač und von Davide Bevilacqua von servus.at. Hier ein Gespräch von Davide Bevilacqua, der in Doppelfunktion als Kurator und Leiter von servus.at spricht, und Tanja Brandmayr, die aus der Perspektive der STWST spricht.

Tanja Brandmayr: Ich beginne hier mit einer Frage der Nähe: Stadtwerkstatt und servus.at stehen in kontinuierlichem Austausch, etwa was praktische Fragen der technischen Infrastruktur im gemeinsamen Haus betrifft, aber noch viel mehr reflektieren wir beide die technologischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen und betreiben immer wieder auch gemeinsame Kunst- und Medienprojekte. Vielleicht kannst du als Leiter von servus.at aus deiner Sicht kurz die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von STWST und servus.at charakterisieren. Und dann, zweiter Teil der Frage: Die STWST wurde von MFRU31 für den

unzulässig, ist die Grenze zu einer toxischen Conspiracy überschritten? Ich meine, die Conspiracy sollte ja innerhalb des Festivalthemas produktiv gemacht werden? Welche inneren Kreise bilden Initiativen wie unsere bzw. die vielen anderen Initiativen und Artists, die bei Festivals wie MFRU31 eingeladen werden? Welche Verbindungen und Allianzen sollten beschworen werden?

Davide Bevilacqua: Zuerst zum ersten Teil der Frage: servus.at und STWST teilen eine kritische Haltung zu Medienkunst, Digitalisierung und Netzwerken, beide haben Interesse an Autonomie, DIY, Konzeptkunst, am Thema des gesellschaftspolitischen Einflusses der Medien und vielem mehr. Ich würde den Zugang über Internettechnologien der STWST als »Performing and questioning Medien und Informationsysteme in deren Allgemeinheit« beschreiben, und sehe das Agieren von servus.at im Bereich Internet einerseits als experimentell im Netzwerk- und Softwarebereich, aber andererseits auch angewandt, weil Dinge wie das Data Center halt laufen müssen. Was mich generell interessiert, ist die Symbiose bzw. Verbindung der zwei Initiativen servus.at und STWST,

Der Drang zur
1 0
/ --> /
0 1
neuen digitalen Welt

Der Drang als Motor der Zukunft

Warum der Drang nicht nur in der biologischen Evolution ein wichtiger Faktor für das "Neue" ist.

Diesmal geht es im Infolab um den Drang in der unbelebten Natur. Die Information und der Drang sind Grundbausteine des Universums, die biologische Evolution wird damit nur zum Wirt der Informationsentwicklung.

<https://stwst.at/i/drang>

Youtube.com --> Das Wesen der Information

Kazimir Malewitsch - Das Schwarze Quadrat

stwst infolab

dem ausgestellten Projekt *Nebelkegeln* Unsichtbarkeit bzw. mehrere Aspekte von Vernebelung, Diffusität und fehlender Weitsicht thematisiert. Das heißt, wir haben sozusagen absichtlich in eine Zone der Überprüfbarkeit hineingespielt. Wir haben zwar bei unserem Nebelkegeln-Event tatsächlich gekegelt. Aber die Bowlingkugel rollte nicht auf Kegel zu, sondern nur mehr auf Bilder von Kegeln, die auf Nebel projiziert werden. Sie rollt dann natürlich durch die Bilder, die dann auch noch temporär verschwunden sind - und damit haben wir eine spukhafte Halluzination der Realität entworfen, die natürlich frappant auf die KI- und Tech-Entwicklung anspielt. Appellativ haben wir diese Kritik an den Zuständen benannt als: »Es gibt eine richtige Simulation in der falschen«. Was eine gewisse Zustimmung signalisiert, ein Problem. Ebenso das Motto, unter das wir das ganze Spiel gestellt haben: »Jeder gewinnt, alle verlieren«. Also die Illusion des individuellen Gewinns in der Dynamik des allgemeinen Verlustes, eines gesellschafts-, demokratiepolitischen und ökologischen Niedergangs. Insgesamt war das Projekt Nebelkegeln ein großer Voodoo von Analysen und Behauptungen, etwa, dass sich der Nebel in die Individuen hineingearbeitet hat und Desorientierung erzeugt; oder auch, dass ein »Flooding the Zone with Shit« zu einem »Flooding the Zone with Fog« gewendet werden kann, mit dem dann lustig gespielt wird. Insgesamt haben wir eine neue große Unsichtbarkeitsstrategie angeworfen. Ich meine damit eine Idee des strategischen Abtauchens und Unsichtbarmachens, die noch verfolgt und weitergetrieben werden muss. Konkret wollen wir das Jahresclaiming von 2025, das FOG MANIFESTO im kommenden Jahr 2026 weitertreiben mit dem Claim HAUNTED bzw THE HAUNTED MEDIA. Ich meine, es ist doch bemerkenswert: Bei uns die spukhafte Heimsuchung mit HAUNTED, eure nächste Ausgabe von AMRO, Art meets Radical Openness, wird ein »Becoming Unreadable« thematisieren. Klingt ja schon wieder fast nach Conspiracy?

Davide Bevilacqua: Bevor ich zu AMRO und das Thema *Becoming Unreadable* komme, beginne ich mit Assoziationen rund um MFRU31 und die *Esoteric Ecotechnics* - und mit scheinbaren oder tatsächlichen Irrationalitäten. Ein Beispiel: Wenn man ein Wort nimmt und es zu oft wiederholt fühlt es sich irgendwann bedeutungslos an. Das funktioniert manchmal auch mit KI. Wenn man einen Chatbot auffordert, etwas endlos zu wiederholen, entsteht manchmal ein Glitch, der dazu führt, dass die Trainingsdatenbank ausgespuckt wird. Und wir können darüber diskutieren, ob dabei nicht nur die Datenbank, sondern auch die Ideologie ausgespuckt wird. Und, auch das Gegenteil ist wahr: Ein Wort, das zuerst als Platzhalter verwendet wird, kann mit neuer Bedeutung aufgeladen werden, Schicht für Schicht, inklusive Uneindeutigen und Unklarheiten - und irgendwann wird es ernst genommen. Bei MFRU haben wir die Verschwörung als Metapher für Allianzen unter Gleichgesinnten genommen, damit haben wir auch einen etwas

Algorithmen herzuhalten. Aber auch der politische öffentliche Diskurs ist verzerrt - er ist zu vielen Interessen und Zwecken untergeordnet, die diesen Entwicklungen zumindest nichts entgegenzuhalten haben. Gegenstartegien finden in einem sozialen Raum zwischen dem Privaten und dem »öffentliche-Öffentlichen« statt, dort, wo Privatsphäre, Konsens und vielleicht auch Vertrauen von grundlegender Bedeutung sind. Es geht darum, dasjenige zu stärken und zu entwickeln, das transversal und weitreichend zirkulieren kann, sozusagen »verschwörerisch« unbeeinflusst und nicht überrollt vom eigentlichen Mainstream. Es scheint notwendig, einen Raum zwischen Lesbarkeit und Unlesbarkeit zu finden, ein neues Modell, so offen wie möglich, aber so geschlossen wie nötig, um Manipulationen zu vermeiden.

Tanja Brandmayr: Wir haben in dieser Versorgerin auch ein Interview mit zwei Artists, David Benqué und Lucile Olympe Haute, die im Rahmen von MFRU31 ihr Projekt *Sigil Séance* ausgestellt haben. Ich denke, in ihrer Arbeit wird sehr gut sichtbar, was der Kern des Problems der Multikrisen ist: An sich schon toxische Machtstrukturen, die zunehmend toxische Charaktere nach oben befördern - und ich meine jetzt tatsächlich ganz nach oben, in den Weltraum. Wie im Interview mit den beiden Artists nachzulesen ist, findet mit der Kommerzialisierung der Raumfahrt aktuell dieselbe Expansion und Kolonialisierung statt wie immer. Benennen wir es als Mixtur aus Technokapitalismus, Technofeudalismus, Rechtsextremismus und Profitier. Möchte man nicht allein deshalb konsipirieren? Wir sind hier nämlich mittendrin in den Totalitarismus und seiner mannigfach lebensfeindlichen Effekte. Und apropos Big Tech und Social-Media-Tools, wo Daten nach Strich und Faden abgeschöpft werden. Ich komme damit zu einer anderen Arbeit, die im Rahmen von MFRU31 gezeigt wurde: zu S(f)ia Braga's *Platform Workshippers*. Ihr schreibt dazu im kuratorischen Statement, dass es um unsichtbare Arbeit in den sozialen Medien geht, »wo Nutzer zwischen Hingabe und Ausbeutung, Anbetung und Arbeit schwanken«. Die Begriffe Work und Worship (übersetzt: Arbeit bzw. Kult und Lobpreisung) verschwimmen hier zu den »Workshippers«, und ihr schreibt weiter: »Ihre Kosmologie digitaler Nutzerarchetypen verbindet Plattformdiagramme mit dem Baum des Lebens«. Sie »definiert das Posten, Scrollen und Monetarisieren als rituelle Gesten algorithmischer Opfergaben neu.« Es kommen hier bekannte Charaktere wie die Tradwife vor, eher übliche NPCs (Non Personal Characters) oder GRWMs (Get Ready With Me, also z.B. Anzieh-Posts fürs außer-Haus-Gehen), aber auch abgefahrene Archetypen wie Leute, die sich bei der Arbeit posten oder dabei, wie sie auf TicToc die Arbeit anderer analysieren. Oder: der Archetyp WWIII GRWM, ein Get-Ready-With-Me für den 3. Weltkrieg, also eine private Military-Modeschau, während draußen die Bomben fallen und die Kriegsdrohnen unterwegs sind. Dann gibt es noch z.B. den »Scroll Cleanser« - ein bäriger Guru, der sein lächelndes Gesicht postet, auf dass am anderen Ende ein Healing stattfinden möge. Oder Menschen, die zuerst sich selbst beim Essen posten, danach aber auf die Idee kommen, stattdessen überhaupt nur mehr KI-generierten Essens-content zu posten. Wir sind damit zum Beispiel bei Katzen, die Käsekrauner essen. Und ich hätte wirklich nichts dagegen einzubinden, wenn nicht KI und Datentransfer in Summe unendlich viel Energie fressen würde. Aber ich würde insgesamt sagen: S(f)ia Braga ist für uns in die Hölle gegangen um zu berichten. Für mich ist es eine absolut großartige Arbeit, und eine Ansammlung von Tristesse. Abgesehen davon: Sichtbarmachen über Social Media hat hier nicht nur zum Abschöpfen von Daten geführt, sondern ist für jene, die an den Schaltthebeln der Macht sitzen, geradezu ein klar erkennbares Überblicksszenario, eine perfekte Landkarte, wo manipulative Inhalte am besten gestreut werden können. Für ein niemals endendes: Flooding the Zone with Shit. Damit komme ich auf den Rahmen unseres Fog Manifestos und des Nebelkegeln zurück:

Flooding the Zone with Fog. Und: The Media is the Fog in you. Ich nehme mit der Frage eine kulturpessimistische Position ein um dich nach einer zumindest etwas balancierteren Weitsicht in dieser kompletten Vernebelung zu fragen.

Davide Bevilacqua: Wir wurden alle so sehr manipulativ mit Shit geflooded, dass uns nichts mehr überrascht. Aber wenn wir Sofias Arbeit betrachten, können wir unseren Blick nicht davon abwenden. An der Oberfläche ist es einfach auch wunderschön anzusehen. Wir haben mit der darunterliegenden Technologie eine perfekte Maschine für Aufmerksamkeit und Datenanalyse. Den perfekten kapitalistischen Spielautomaten, den wir jederzeit und überall starten können. Freiwillig, glücklich, komplett entspannt, wie eine nie endende Zigarette, die wir rauchen. Die mikroskopische Fragmentierung von Identitäten und die zielgerichtete algorithmische Zusammensetzung

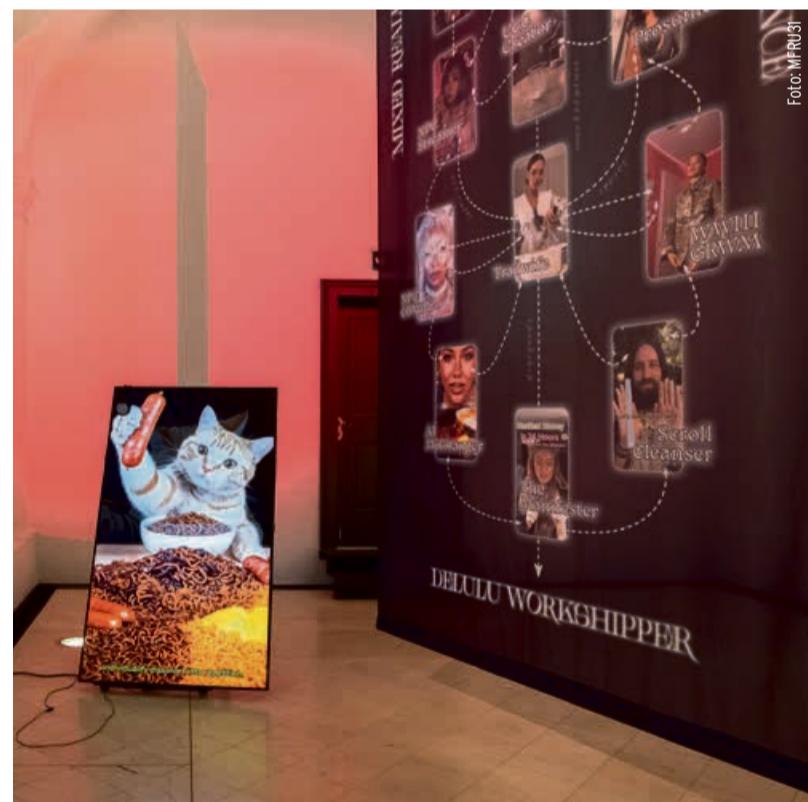
der Inhalte sind eine unglaubliche Kombination. Und wir sehen in Sofias Arbeit eine generative, kombinatorische und akribische Collage. Wir alle wissen, dass jemand da draußen das tut, was wir sehen, in dieser alltäglichen und bestürzenden Belanglosigkeit. In diesen teilweise unglaublich brutalen Systemeffekten. Dennoch tappen wir in die Aufmerksamkeitsfalle. In gewisser Weise ist Sofias Arbeit nutzlos, weil wir »es ja wissen«. Aber sie ist brutal notwendig, um uns einmal mehr an unsere menschliche Verfassung zu erinnern. Und wir finden in Arbeiten wie dieser trotzdem neue Dinge vor. Dinge, von denen wir bis jetzt nichts wussten und auch nicht gedacht hätten, dass Menschen das wirklich für eine gute Idee halten. Wenn wir unsere eigene Vernebelung hinsichtlich dieser Entwicklungen noch nicht erkannt haben, können Werke wie diese vielleicht dazu beitragen, dass uns diese brutale Beschleunigung die erbärmliche Sucht bewusst macht, an der wir alle teilhaben, während wir allerdings selbst weiterscrollen und zum großen Algorithmus beitragen. Heute habe ich keine positive Sichtweise, die nicht die Ablehnung von allem beinhaltet und zurück zum Abschalten, zur Geheimhaltung, zum tatsächlichen Weglassen aller Filter und Konventionen und des »Must-Seek« führt. Wenn ich also an das Projekt *Sigil Séance* denke, ist das Radikalste, was man tun kann, über den Status quo hinauszudenken und es zu wagen, über die politische Korrektheit hinauszudenken, die alles auf- und wegwascht. Ist es moralisch vertretbar, jemandem, der eindeutig brutale Auswirkungen auf die ganze Welt hat, etwas wirklich Schlimmes zu wünschen? Sind wir schon so flooded?

Tanja Brandmayr: Abschließend noch ein paar kleine Maribor-»Stadtblitze«: Du weißt nicht zufällig was über das Haus mit dem selbstgemalten BMW-Zeichen, das so eigentlich und etwas heruntergekommen mitten im Zentrum steht? Ich vermisse, es wird auch bald gentrifiziert sein, daneben wurden bereits größere neue Gebäudekomplexe gebaut. Wir hatten in Maribor einige Gespräche über die Kapitalisierung und den Ausverkauf Sloweniens. Mit dem zweiten Stadtblick-Bild, dem Stencil »Kompostirajmo Kapitalismus«, das wir im Vorbeigehen erblickt haben, stelle ich fest, dass wir die Szene als vital und kritisch erlebt haben. Somit die eigentliche Frage zur jungen Szene und/oder der Kunst- und Medienkunstszene in Maribor und Slowenien: Wie nimmst du die Szene wahr?

Davide Bevilacqua: Für mich leidet Maribor unter mehreren Problemen, die wir auf den derzeitigen Hyperkapitalfluss in der Provinz zurückführen können - tatsächlich haben wir dies in der Ausgabe 2024 von MFRU30 thematisiert: Die Leute gehen nach Ljubljana oder in internationale Räume, kleine Provinzstädte sind kein Ort für echte Kultur und Kritik, nur die Hauptstadt kann mithalten. Aber immerhin leben die Menschen gut. Manches Mal können diese kleineren Städte europäische Kulturhauptstadt sein, und wenn das Geld gut verwaltet wird, entsteht ein großes, sichtbares Lichtkunstfestival oder ein großes Gebäude. Meistens entstehen physische oder kulturelle Infrastrukturen, von denen nur wenige profitieren. Eine ruhige Provinzuniversität strebt danach, eine Alternative zu den 100 besten Universitäten der Welt zu sein. Riesige Flächen an leerem Raum werden nicht genutzt, und es gibt immer noch nicht genug Bedarf, um sie tatsächlich zu öffnen. Das kritische Medienkunstfestival wird weiterhin finanziert, und jeder weiß, dass es stattfindet, und das ist wichtig, aber irgendwie gibt es nur eine winzige lokale Szene, die nicht wirklich mit dem Medienkunstfestival interagiert. MFRU musste alles und jeden importieren, sogar uns selbst. Die Szene ruft zum antikapitalistischen Widerstand auf, aber die Stadt besteht nur aus Bars im neuen nordischen Stil und renovierten Gebäuden. Auf dem Hauptplatz finden ständig öffentliche Veranstaltungen statt, aber die sind nur für Nicht-Einheimische. Wir schauen uns den Tourismus an und fragen uns, wie die Medienkunststadt mehr Besucher anziehen und international sichtbarer werden kann. Die größere Frage ist also, wohin sich die Szene bewegt, um einer Institutionalisierung und Kommerzialisierung zu entgehen - in dem Wissen, dass dies vielleicht nur vorübergehend ist. Business und Kommerz sind hinter uns her und wollen uns glauben machen, dass wir etwas Besonderes sind, weil wir unabhängige Medienkunst machen. Daher sind Anzeichen rebellischer Medienkunst sowohl Chimären als auch Fata Morganas. Aber vielleicht habe ich in diesem Absatz irgendwann angefangen, über Linz zu sprechen - Maribor ist seiner Zeit einfach voraus.

<https://www.mfru.org/>
<https://core.servus.at/>
<https://stwst.at/>

Davide Bevilacqua hat MFRU31 ko-kuratiert und ist Leiter von servus.at. Tanja Brandmayr ist Leiterin der STWST.



S(f)ia Braga, Platform Workshippers

absurden Jargon übernommen, etwa, dass wir eine geheime Loge zwischen den Teilnehmern aufbauen würden - und plötzlich war da auch wirklich das Gefühl, eine Community zu haben, die an etwas Neuem arbeitet. Wenn das auch vom Wording lustig bis irritierend scheint, zumindest strukturell gesehen arbeitet Technologie auch mit verschiedenen Jargons. Das kennen wir, auch wenn sämtliche Vizezeichen hier umgedreht wurden. Wir begannen also, Gedanken zu mobilisieren und gemeinsam zu flüstern, einen Konsens zu finden, zu konspirieren, um mit einer oder vielen Stimmen zu sprechen. Aber auch der Aspekt des Geheimhaltens dieser Ideen wurde diskutiert, weil sie vielleicht noch nicht bereit für eine größere Öffentlichkeit sind bzw. generell nicht dazu bestimmt sind, das Tageslicht zu erblicken. Diese Gedanken hinsichtlich Datenextraktion und Überwachung bewegen auch AMRO, insbesondere, weil derzeit alles, was an Daten öffentlich ist, aufgegriffen und gesammelt wird, um als Trainingsmaterial für



Räume ohne Zeit

Nico Hoppe analysiert, was die Faszination mit »Liminal Spaces« über die Gegenwart verrät.

Leere Parkplätze, Spielplätze bei Nacht, verlassene Einkaufszentren, unbewohnte Apartments, endlose Treppenhäuser und verwaiste Korridore - all das sind Paradebeispiele für die sogenannten »Liminal Spaces«, die seit einigen Jahren und besonders seit den Corona-Lockdowns als Faszinationsobjekt durch das Internet geistern und inzwischen immer öfter als Stichwort für eine ganz eigene ästhetische Erlebnisweise angeführt werden.

In Videospielen wie »Stanley Parable«, »Dreamcore« oder »Superliminal« werden sie stimmungsvoll inszeniert und in Internetforen wie Reddit tagtäglich dutzende Bilder dieser außerweltlich anmutenden Grenzräume und Schwellenorte gepostet: Mal sind sie nebelverhangen, unnatürlich oder spärlich beleuchtet und strahlen Trostlosigkeit aus, manchmal sind sie aber auch überdeutlich hell, surreal und traumähnlich. Was sie jedoch immer gemeinsam haben: Sie zeigen keine Menschen, obwohl sie fast immer menschengemachte Orte darstellen. Irgendetwas fehlt diesen »Liminal Spaces«: Sie sind nicht nur menschenleer, sondern wirken unvollständig, in der Schwebe und aus der Realität herausgefallen. Ihnen mangelt es an jedem Sinn und Nutzen und oft sehen sie aus, als wären sie sowohl eingefroren als auch ins Unendliche ausgedehnt. Obwohl sie so merkwürdig vertraut erscheinen, sind sie gerade in ihrer Beliebigkeit nie lokalisierbar.

Nicht-Orte, Passagen, Retromanie

Gewissermaßen haben sie Ähnlichkeiten mit den sogenannten Nicht-Orten, unter denen der französische Anthropologe Marc Augé jene austauschbaren urbanen Durchgangsräume wie Wartezimmer, Hotellobbies, Autobahnen und Flughäfen verstand. Sie erinnern aber ebenfalls an die Filme David Lynchs, die genau wie die »Liminal Spaces« mit dem Eindruck spielen, dass etwas nicht stimmt, dass da im Verborgenen irgendwas aus dem Gleichgewicht gerät und dass die Wirklichkeit verschoben wurde. Genauso haben sie auch Anklänge an jene Beschwörung melancholischer Verlassenheit und betrübter Einsamkeit, die man beispielsweise in den Gemälden Edward Hoppers bewundern kann.

Die Ästhetik der »Liminal Spaces« radikalisiert all diese Einflüsse jedoch: Der Schrecken verliert hier seinen Kontext und gewinnt damit an Ambiguität, der Betrachter fühlt sich, als hätte er sich verlaufen und wäre orientierungslos in die Szenerie gestoppt. Hier wird die Einsamkeit totalisiert in dem Sinne, dass man sich nicht mehr von anderen abschottet, weil es gar keine anderen mehr gibt. Auch das Konzept der Nicht-Orte mit ihrer reinen Funktionalität als Passage und ihrer raumübergreifenden, global standardisierten Gleichartigkeit erweitern die »Liminal Spaces« um eine Deutungsoffenheit und lauernde Ungewissheit, die in den Betrachtern vorrangig zwei Reaktionsweisen entstehen lässt: einerseits ein namenloses Unbehagen, andererseits eine dämpfende Beruhigung. Die »Liminal Spaces« evoziieren also eine Art wohliges Schaudern, eine Unsicherheit in der Idylle. Dass die Bilder von »Liminal Spaces« relativ oft Orte zeigen, an denen man sich als Kind aufgehalten hat (Schulen, Spielplätze, Schwimmbäder, Freizeitparks - natürlich immer in unbelebter, verfallener und entvölkerner Form), überrascht angesichts dessen kaum. Eine selbst-zweckhafte kindliche Neugier findet hier ihren Widerhall, wenn auch nostalgisch rückgewendet: Man weiß nicht, was man vor sich hat oder warum es so ist, wie es ist, aber aus irgendeinem Grund ist es einem auch nicht fremd. Entsetzen gemischt mit Staunen ermöglicht einen kontemplativen Zustand der Ruhe, der in der digitalen Gegenwart normalerweise keinen Platz findet. Die zumeist verschwommene, unscharfe, an die VHS-Ästhetik erinnernde Retromanie der Darstellungen von »Liminal Spaces« tut ihr

Übriges. So entsteht ein diffuses Gefühl des Fernwehs und diese der Zeit so seltsam enthobenen Räume werden zu einem friedlichen, aber ebenso unergründlichen, mysteriösen Fluchtpunkt: Was die einen als Ausgangspunkt für Anspannung und Schock generierende Horrorspiele wie »The Backrooms« wählen, wird anderen zur wohltuenden Ambient-Kulisse.

Gespenstische Gegenwart

Der britische Kulturwissenschaftler Mark Fisher ergänzte in seinem Buch »Das Seltsame und Gespenstische« das freudsche Konzept vom Unheimlichen: Während das Unheimliche sich auf das beziehe, was »uns innerhalb des Vertrauten eigenartig erscheint« und uns vorführt, dass »die vertraute Welt nicht mit sich identisch ist«, würde das Seltsame sich durch die Präsenz einer Störung beziehungsweise die »Verbindung von zwei oder mehr Dingen, die nicht zusammen gehören« und das Gespenstische durch den »Ausfall der Absenz« oder den »Ausfall der Präsenz« auszeichnen. Das Gespenstische ist nachgerade der Inbegriff der Stimmung, die die »Liminal Spaces« aufrufen: »Das Gespenstische betrifft die grundlegendsten metaphysischen Fragen, die gestellt werden können, Fragen, die mit Existenz und Nicht-Existenz zu tun haben: Warum ist hier etwas, obwohl da nichts sein sollte? Warum ist da nichts, obwohl da etwas sein sollte?« Auch Fisher betonte dabei, dass das Furchterregende ein Nebenprodukt der Erfahrung des Gespenstischen sein kann, aber eben nicht ihr eigentliches Movens. Durch das Fragwürdig-Machen der üblichen Wahrnehmung kommt ihm sogar ein kritischer Impuls zu.

Tatsächlich geht es in der Auseinandersetzung mit den »Liminal Spaces« so gut wie nie um deren Interpretation, sondern allein um die sprachlose Erfahrung ihrer Atmosphäre oder allenfalls noch die Frage, welche Erinnerungen und Reminiszenzen sie wachrufen. Natürlich liegt in diesem eskapistischen Bedürfnis ein Teil der Faszination für die liminale Visualität begründet; erklärt ist damit aber noch nicht, warum sie ausgerechnet in den letzten Jahren so einen Aufstieg erlebt hat - schließlich ist der Wunsch, der drögen Wirklichkeit entfliehen zu können, kein Novum des 21. Jahrhunderts. Auch die bereits erwähnte Sehnsucht nach der Regression in eine infantile Erfahrungsform verbunden mit der ohnehin verbreiteten Retro-Nostalgie spielt definitiv eine Rolle, reicht allein aber nicht aus, um die Anziehungskraft dieser geisterhaften Orte zu erklären.

Der Schlüssel zum Verständnis des Hypes um »Liminal Spaces« scheint stattdessen in der Konvergenz ihres Erscheinungsbildes mit realen gesellschaftlichen Verwerfungen und Entwicklungen zu liegen, die einerseits stumpf verdoppelt werden, andererseits gerade darin eine substanzelle ästhetische Verarbeitung erfahren, die sich auch als gedämpfter Einspruch gegen die jetzige kulturelle Logik verstehen lässt. Schließlich ist heute zurecht so viel von der »Epidemie der Einsamkeit«, dem langsam Absterben öffentlicher Orte und der Dauerstimulation und Isolation bietenden digitalen Vernetztheit die Rede, dass man den Eindruck bekommen könnte, beim sogenannten »Ghosting« handele es sich nicht nur um eine auf plötzlichem Kontaktabbruch beruhende Kommunikationsstrategie, sondern schlechthin um die lebensweltliche Grundstruktur der

virtuellen Gegenwart. Die »Liminal Spaces« verweisen auf diese Nutzlos-Werdung der Welt, die inzwischen vertraut und fremd, entsetzlich und betäubend, vielfältig und verödet zugleich erscheint. Mark Fisher brachte dieses Sentiment einmal so auf den Punkt: »Das Gefühl, zu spät dran zu sein, den Goldrausch verpasst zu haben, ist heute omnipräsent.« Fisher machte darauf aufmerksam, dass sich die anhedonische und utopielose Kultur der Gegenwart dadurch auszeichnet, dass sich alles rasend schnell ändert, nur um am Ende gleich schlecht zu bleiben. Nostalgie für den Recycelten, analogen Retro-Chic der 70er, 80er oder 90er wirkt heute mitunter futuristischer als die glatte und polierte Einheitsbrei-Optik der 2020er-Jahre. Die Zeit ist aus den Fugen geraten - ein »Liminal Space«, also zu Deutsch ein Übergangsbereich, in Permanenz.



Vom Liminal Space eines Bürocontainers ...

Deshalb ist es auch nicht ganz richtig, die Retro-Anleihen der »Liminal Space«-Ästhetik auf Nostalgie zu verkürzen, denn hier handelt es sich nicht um die Verklärung der Vergangenheit, sondern um die Nostalgie nach einer Zukunft, die inzwischen unerreichbar erscheint. Ersehnt wird nicht die Vergangenheit selbst, sondern ihre optimistischen Zukunftsversprechen, die heute, in Zeiten, in denen technologische Traumvorstellungen von selbstfahrenden Autos, Reisen zum Mars und Gehirnen auf der Festplatte im besten Fall überflüssig und im schlechtesten Fall dystopisch anmuten, vollends entschwunden sind. Sogar das Internet selbst ist heute ja nicht mehr der befreiende, autarke Gegenraum, zu dem er von seinen Fürsprechern ursprünglich einmal idealisiert wurde: Inzwischen ist das World Wide Web dermaßen dominiert von der Monotonie der sozialen Netzwerke, den unzähligen Bots und der alles verflachenden Künstlichen Intelligenz, dass die Flucht aus der digitalen Welt als reizvolle Idee nach und nach wieder Fahrt aufnimmt - und sei es auch nur, indem sie zum Vehikel einer neuen Internet-Ästhetik wie im Falle der »Liminal Spaces« gemacht wird. Die »Liminal Spaces« verleihen diesem Dilemma also Ausdrucksstärke und geben ihm eine Form. Vielleicht ist das heute das Beste, was man sich von einem ästhetischen Trend erhoffen kann.

Nico Hoppe ist freier Autor in Leipzig und schrieb bisher u.a. für die FAZ, die Welt, die NZZ, den Standard und die Jüdische Rundschau.



AKTIV IN DER OÖ ARBEITERKAMMER

- Resolution für Verbesserung der oö Sozialhilfe
- Antrag für Forum der Fraktionen im „AK-Report“
- Aufhebung des Dieselprivilegs statt Milliarden-Zertifikate
- Nulltoleranz für Steuerbetrug, Ausweitung der Kontrollen
- Keine Lohnabschlüsse unter der rollierenden Inflation

**Daniel Steiner, Sozialbetreuer, Betriebsratsvorsitzender
Sozialverein B37 Linz, Arbeiterkammerrat des GLB**

MUT ZUM WIDERSTAND!

Gewerkschaftlicher Linksblock OÖ, Melicharstraße 8, 4020 Linz
Telefon +43 732 652156, Mail ooe@glb.at, Web www.glb.at

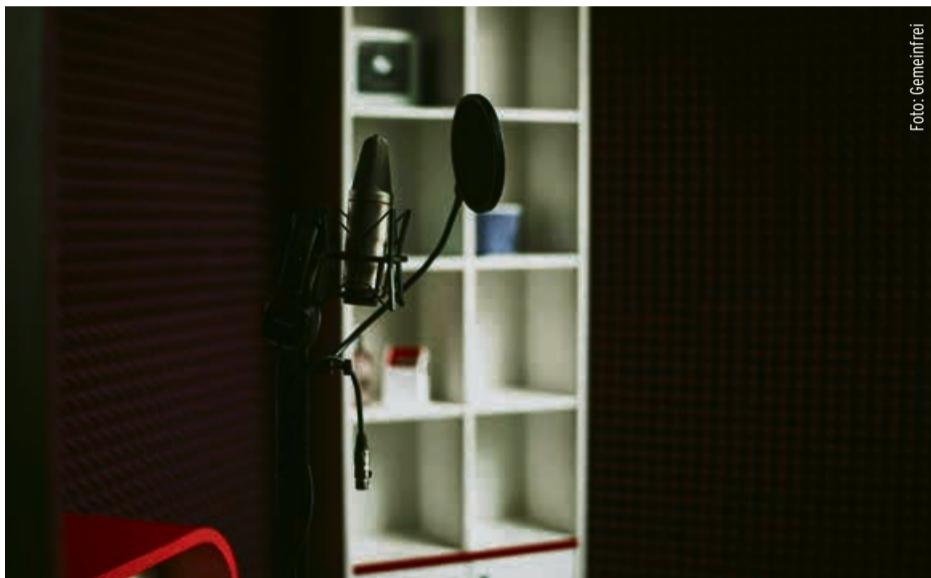
GLB

B E Z A H L T E A N Z E I G E

»Weapons«, »Sinners«, Voiceover

Gegen die Ambiguitätsintoleranz: Über das in zwei aktuellen Horrorfilmen eingesetzte Stilmittel des Voiceovers schreibt Stefan Schmitzer.

Zwei auf genau analoge Weise *beinahe* hervorragende Horrorfilme sind 2025 in den Kinos gewesen. Sie verblieben bloß *beinahe* hervorragend aus dem gleichen, blöden, vermeidbaren, dabei hoch instruktiven Grund. Es geht erstens um »Sinners« (bei uns »Blood & Sinners«), ein auf Michael B. Jordan zugeschnittenes Projekt von Ryan Coogler, und zweitens um »Weapons« von Zach Cregger mit Julia Garner und Josh Brolin in den Hauptrollen. Beide Filme haben das Potential, für ihr jeweiliges Subgenre stilbildend zu werden, denn beide bringen mit ihrer jeweiligen Formensprache die Schrecken eines je distinkten sozialen Verhältnisses der Vergangenheit (der USA) klar auf einen (der USA) sehr gegenwärtigen Punkt.



... zum Limited Space einer Tonkabine.

Im Fall von »Sinners« betrachten wir, durch die Linse eines Gangster- und Vampirfilms ungefähr im Format von »From Dusk Till Dawn« (R. Rodriguez 1996), das moralische und kulturelle Universum von *share croppers* im Mississippi der 1930er-Jahre. Will sagen, »Sinners« benutzt die gleiche Struktur wie Rodriguez' hohl-cooler Actionfilm damals, bei der ein Gangsterfilm sich ca. auf halber Strecke unangekündigt in ein Vampir-Vehikel verwandelt - hat aber, im Gegensatz zu »From Dusk Till Dawn«, tatsächlich etwas zu sagen.

»Weapons« dagegen ist die nonlineare, (nicht genau, aber ungefähr) nach Rashomon-Art dekonstruierte Version des Märchens von der Kinder fressenden Hexe im Setting einer zeitlosen amerikanischen Suburb - »zeitlos«, weil: es gibt heutige Autos, aber scheint's keine Mobiltelefone, die Fassaden sind heutig, die Interieurs nicht genau zuordenbar, usw. Alle möglichen »unschuldigen« architektonischen Elemente in »Weapons« weisen auf die sozialen Horizonte weißer

Mittelstands-Abstiegsangst: Autoabhängigkeit; die Isolation in den Einfamilienhäusern, zwischen denen es keinen öffentlichen Raum mehr gibt ...

Beide Filme greifen also auf alte Volkssagen und Erzähltraditionen zurück. In »Sinners« ist es direkt Teil der Handlung, dass der Protagonist, der Bluesman Sammie »Preacher Boy« Moore, Erbe einer zauberischen Erzähl- und Musiktradition sei, die in vorgeschichtliche Zeit zurückreiche. »Weapons« unterlässt solche Selbstreflexe innerhalb des Narrativs und bildet sie schlicht ab, die Hexe, die am Ende von

ihren Opfern gefressen und/oder zerrissen wird (so, wie Grimms Hänsel und Gretel ihre Hexe in den Ofen schieben). Beide Erzählungen funktionieren also innerhalb ihrer Genres, und beide schreiben diese Filmgenres in ältere, nichtfilmische Kulturzusammenhänge ein.

»Weapons« hat Mut zum ausgesprochen *weirden* Detail, das sich nicht zwingend aus der Grammatik des restlichen Films ableitet - wo beispielsweise Josh Brolins Figur, der Vater von einem der Kinder, mit deren Verschwinden die Handlung einsetzt, im Traum über dem Haus der Hexe ein Maschinengewehr hängen sieht, aus Wolken geformt - und es gibt aber im ganzen restlichen Film sonst keine so eindeutige Anspielung an die häufigen *mass shootings* in US-Schulen, keine weitere Einladung, das vorliegende Märchen mit jener Wirklichkeit in Eins zu denken. Das Gewehr hängt da und verweist, worauf es offenkundig verweist, aber das erschließt sich nur dem Publikum. Dem Träumer in der Story muss es unerschließbar bleiben - unverständliches Zauberwerk! »Weapons« lebt dabei vom komischen Element. Dargestellt werden sämtlich traurige und traumatische Szenen, aber dies stets nach Gesetzen des komödiantischen

Timings, und freilich ohne Zwang zur »lustigen« Pointe. Das sagt uns: so indifferent die Vorstadtlandschaft gegen das Leid der Menschen ist, so indifferent spult sich ihr eigenes Verhalten zueinander ab, just so, als gäbe es noch etwas zu lachen.

»Sinners« ist weit weniger komplex: Vermittels eines stilsicheren Actionfilms wird von minoritären Identitäten gehandelt, vom legitimen vs. illegitimen Behaupten eigener Herkünfte. Konkret heißt das, in der Fiktion des Films ist Musik, speziell der Blues, magisch, und die *line of tradition* transzendent zeitliche Verortung: am Höhepunkt der Handlung spielt der »Preacher Boy« den Blues, und den *Juke Joint* bevölkern, mit seinen regulären Gästen, Figuren *schwarzer Musik* aus Vergangenheit und Zukunft. Der *Jam* inkludiert alles mögliche vom afrikanischen Zauberpriester bis zum Hip-Hop-DJ ... Es ist diese Magie, die dann den Obervampir und seine Armee auf das Wirtshaus in der Randlage aufmerksam machen, wo die sprichwörtliche Musik spielt; denn der Vampir, der offenbar zu Lebzeiten auch so ein Musikerpriester war, verortet in der Tradition von *irish folk*, hat, als Untoter, *seinen* magischen Draht zu *seinen* Ahnen verloren und will ihn sich hier zurückholen ... Wir verstehen deutlich: da steht die Musikindustrie, gefügt aus den toten Resten einst lebendiger, gesellschaftlich dissidenter Musiken, vor der Tür des Beisls, und will verständlicherweise das Schöne, Lebendige fressen, was es freilich in einen weiteren solchen Rest zu verwandeln droht.

Soviel zu den Inhalten der beiden Filme. Sie machen beide, wie gesagt, den gleichen Fehler, und sie machen ihn an der funktional analogen Stelle in ihrem Gefüge. Denn irgendwann kommt hier wie dort der Moment, wo sich uns, mittels der Formensprache des jeweiligen Subgenres, klar und deutlich zeigt, was da eigentlich los ist in der jeweiligen Fiktion, da ja nun offenbar nicht die Regeln der wirklichen Wirklichkeit gelten, die wir, das Publikum, bewohnen. Solche Enthüllung ist, als Orientierungshilfe, für die meisten irgendwie fantastischen Filme unumgänglich, aber sie braucht nicht viel. Idealerweise bemerken wir sie beim Zusehen nicht: ein Blick, eine Überblendung, ein anhaltender Sound, und schon ist der entscheidende Zusammenhang zwischen dieser und jener Figur, Lokalität, Idee etabliert.

In »Sinners« nun, da die Party mit dem Zaubersänger rauscht, und da er (a) zaubert und sich damit (b) dem hungrigen Vampir ein paar

Dörfer weiter aus der Ferne sichtbar macht, wird uns das zwar, wie gesagt, in Bild und Schnitt hübsch klar vermittelt - aber dann kommt so ein Voiceover aus dem Nichts, keiner Figur oder Perspektive in der Diegese zuzuordnen, und erklärt den Sachverhalt nochmal extra in einem Naturdokumentations-Vokabular, das selbst jene minimalisten Ambivalenzen ausmerzt, die auf der Bildebene eben noch wirksam und spannend waren. Aus dem wundersamen, und wundersamerweise plötzlich auch (durch den Vampir) angreifbaren Ahnenzauber der Musik macht das Geplapper eine technisch beschreibbare Telefonvorrichtung zwischen Zeitaltern. Transzendenz ist sistiert, und ihr Gehalt wird per Richtspruch ex machina der Immanenz zugeschlagen.

Ganz analog dazu ganz zum Schluss von »Weapons«. Die Kinder haben die Hexe - was? - gegessen? - »nur« in Notwehr erschlagen? ... Das Kind, dessen Eltern von der Hexe in Geiselhaft genommen wurden, damit es seine Klassenkameraden ans Messer liefert, hat zaubern gelernt und den Tag gerettet. Was ist jetzt mit ihm, mit seinen Eltern? Was mit den vielen *suburbanites*, über deren Häuser und Rasenflächen hin sich dieser letzte Todeskampf der Hexe, als öffentlicher Akt des Kannibalismus einer Schar Halbwüchsiger an einer alten Frau abgespielt hat? War das jetzt der erlösende Moment, *ding dong, the witch is dead*, und sie lebten alle glücklich bis an ihr Ende? Weist ihr Trauma die Erwachsenen auf die Notwendigkeit, in Zukunft anders miteinander umzugehen, als die *suburbs* es ihnen bisher aufprägten? Ist die kannibalistische Zauberei eigentlich besiegt, wenn es doch *durch Magie* war, dass die Hexe besiegt werden konnte? ... Ein Voiceover pappt sich über die letzte Einstellung und beraubt uns der Notwendigkeit, solche und ähnliche Fragen selbst zu stellen; beraubt uns entsprechend auch der Möglichkeit, sie auf reale, vergleichbare Fälle von Schrecken und Überwältigung (s. o., Amoklauf) umzulegen. Geplapper kaschiert die soziale Dimension, das Verzahntheit der einzelnen Leben, wie wir es doch gerade einen Film lang vorgeführt bekommen hatten, und ersetzt Einfühlung durch ein statistisch-sadistisches Aufzählen individueller Beschädigungen. So erschöpft sich das Märchen in der schauerlichen Begebenheit und öffnet nicht den Blick auf die Schrecken der wirklichen Verhältnisse, die das ganze Zaubergerochen überhaupt erst bedingen, also das Eingebunkertsein der Leute in ihren Häuschen, getrennt durch ihre Autos und Vorgärten ...

Im Fall von »Weapons« schwirrt die Anekdote durchs Netz, es sei dieses Voiceover das Resultat von einem *test screening* gewesen, wo das Testpublikum am Ende Verwirrung, Ambiguität ausgedrückt hätte. Für »Sinners« mag Ähnliches gelten oder nicht: beide Male drückt das Voiceover ein Misstrauen der Filmemacher gegen ihr Publikum aus, und darüber hinaus ihre Unfähigkeit, wahrzunehmen, worin die Stärken ihrer eigenen Elaborate bestehen (können). Wenn wir die wirksamen Kräfte einer Welt als fixfertig durchschauten Mechanik vorausgesetzt bekommen, dann sehen wir, statt denkenden Leuten, bloßen Aufziehspielzeugen zu, die blind und mechanisch ihre Tänze aufführen. Genau das Erklären in Worten verhindert, paradoxerweise, dass sich dem Publikum die soziale Welt als beeinflussbar, als Schauplatz von echten Entscheidungen, erschließt.

Dass so ganz Ähnliches zweimal in so kurzer Folge passiert - und gerade in zwei so substantiellen, innovativen, ansonsten so viel nuancierteren Filmen -, das legt nahe, in solcher Ambiguitätsintoleranz einen allgemeinen Trend zu vermuten. Geht es nur um einen allgemeinen Wandel der *media literacy* - keine Notwendigkeit mehr, je noch zu lernen, dass und wie sich die Codierung von Information in (Film-) Bildern über die Jahrzehnte verändert? Sodass ein Studio, da es geldwerte Wetten auf die Lesbarkeit eines Films abschließt, auf Nummer Sicher geht? Oder hat sich die Theorie, die die Macher*innen selbst von ihren Werken haben, geändert - davon, was die Funktion eines solchen z. B. Films wäre?

Welchem veränderten Selbstbild von Autor*in und Rezipient*in entspräche das dann je? (... eine Frage, die wir nicht mit dem Voiceover einer Antwort zukleistern wollen ...)

Stefan Schmitzer, *1979, lebt als Autor und Kritiker in Graz und ist Mitherausgeber von *perspektive* - hefte für zeitgenössische Literatur ... Zuletzt erschienen: »loop garou. invocationen« (Klagenfurt: Ritter 2024)

sans phrase
Zeitschrift für Ideologiekritik, Heft 26, Dez. 2025
22 Euro | Im Abo 17 Euro



Aus dem Inhalt Aussicht auf ein baldiges Ende der khomeinistischen Despotie? – Im Bann von Donald Trump – Jonathan S. Tobin über Trumps Friedensplan – Von Klette bis Rodriguez: Über die RAF und die amerikanischen Erben des bewaffneten Kampfs – Vladimir Jankélévitch über die Psycho-analyse des Antisemitismus – Revolutions-theorie und Feindaufklärung bei Otto Fenichel – Hussein Aboubakr Mansour über die Krise der arabischen Welt – Stenografien zum revolutionären Subjekt – Der Briefwechsel zwischen Alfred Sohn-Rethel und Max Horkheimer – Über die merkwürdige Diskrepanz zwischen Sohn-Rethels Begeisterung für den Maoismus und der Radikalität seiner Ideologiekritik – Was Adorno an den Sprachmanieren von Marx suspekt war – Der bevormundenden Pseudopädagogik, die Sylvia Plaths *Die Glasglocke* des Rassismus und Sexismus zeigte, muss entgehen, was dieses Werk an Einsichten in die Subjektkonstitution enthält uvm.

Bestellinformationen und Kontakt unter:
www.sansphrase.org

B E Z A H L E A N Z E I G E

Designed to become unreadable

Ein Gespräch mit Davide Bevilacqua zu den aktuellen Vorhaben von servus.at zwischen d*sign-week und #AMRO26.

Versorgerin: Bei Erscheinen dieser Ausgabe ist die diesjährige »d*sign week« schon seit fast einer Woche vorbei; was kannst du uns über das Festival, bzw. dessen Programm (das sich passenderweise auf einem d*sign-wiki findet) sagen?

Davide Bevilacqua: Diese Ausgabe der d*sign week wurde rund um die Frage »For who(m) is the making?« strukturiert, was gleichzeitig als für wen wird gestaltet, aber auch im Sinne von wem ist es möglich oder erlaubt, zu gestalten, verstanden werden kann. Heuer ist nämlich Ende Juni der European Accessibility Act (EAA) im Kraft getreten und obwohl es für die meisten nicht-kommerziellen Kunst- und Kulturproduzent*innen rund um servus keine gesetzliche Verpflichtung zum Accessible Web Development gibt, fanden wir eine Diskussion über Zugang, Barrierefreiheit und Inklusion sehr wichtig.

Zusammen mit den Kooperationspartnern Potato Publishing und der

Abteilung Viskom der Kunstuuni Linz entwickelt, hat das Programm der d*sign week diverse Workshops über barrierefreie Webentwicklung und multimodale Kommunikationsmethoden angeboten, wie alternative Texte für Bilder, haptische Schnittstellen für die Wahrnehmung virtueller Environments und kollektive Audiobeschreibungen für Bilder. Das italienische Künstler*innenkollektiv »Oltre i Limiti / Beyond Limits« trug viele Projekte bei und darüber hinaus waren auch die Themen alternative und selbstentwickelte Software und Infrastrukturen sowie kollaborative Methoden für Gestaltung und Publishing präsent. Diese wurden unter anderem in den Projekten der Design-Kollektive Open Source Publishing (<https://osp.kitchen/>), Draw it with Others (<https://draw-it-with-others.org/>) und Creative Crowds (https://cc.practices.tools/wiki/Main_Page) vertieft, die etwa hybride Online- und Printformen des Publishing entwickeln und Tools wie wiki2print oder die Stiftplotter-Bibliothek cobbled-path im Rahmen der d*sign week präsentierten. Potato Publishing kuratierte außerdem eine Zine-Ausstellung über Printmedien mit Fokus auf Inklusion.

Begleitend zum Programm gab es mehrere Talks, die thematisch rote Fäden durch das Programm zogen: die Spannung zwischen festgelegten Standards, bzw. Guidelines und der stetig fortschreitenden experimentellen Gestaltungspraxis; wie die Nutzung digitaler Technologien einerseits Zugang ermöglichen, zugleich aber auch neue Barrieren und Exklusion erzeugen kann. Viele Vorträge beleuchten auch gängige Missverständnisse über Inklusion und Partizipation, Repräsentation und Teilhabe. Ein wichtiger Punkt ist auch der Austausch über methodische Aufmerksamkeit darauf, wofür gestaltet wird, und wie dies diverse Gestaltungsprozesse unterstützen und leiten kann.



Foto: Lina Pulido Barragan

Letztlich noch zum Wiki: Das d*sign wiki wurde von Anfang an als Kern der Kollaboration gesehen, insbesondere für das Editorial-Projekt »Inter*Printer«. Das war ein kollektives Dokumentationsverfahren und Projekt zu Wissensaneignung und Austausch zwischen Potato Publishing, servus, Marianne Lechner und einer Gruppe von Viskom Studierenden, aber auch allen Teilnehmenden der d*sign week. Jeden Tag wurde ein Editorial vom Vortag produziert, in der von der Gruppe Eckpunkte des Programms und Ausschnitte des Inhaltes mittels neuer (Open-Source-) Software gestaltet und gedruckt wurde, um die Zirkulation von Ideen, Projekten und bedeutsamen Punkten innerhalb der Festival-Community zu fördern. Jetzt, nach Ende der d*sign week wird dann das ganze Wiki nochmal überarbeitet und in eine d*sign-week-wiki2print-Publikation umgewandelt.

Versorgerin: Kommandes Jahr wird außerdem eine weitere größere Sache stattfinden, die seit fast 20 Jahren untrennbar mit servus.at verbunden ist – und zwar das biennale »Art Meets Radical Openness« (AMRO). Der Call ist bereits fertig – in welche Richtung wird es programmatisch gehen?

Davide Bevilacqua: Ja, genau – sofern die Förderung es zulässt, wird #AMRO26 vom 13.-16. Mai stattfinden! Art Meets Radical Openness wird von servus.at organisiert und ist ein viertägiges Festival, das sich durch künstlerische Forschung und kritische Medienkunstpraktiken mit aktuellen Themen zu digitalen Technologien und aktuellen geopolitischen Ereignissen auseinandersetzt. Wir arbeiten gerade unter dem Arbeitstitel / Motto: »Becoming unreadable«, was als Ablehnung der toxischen Dimensionen von Hypervisibilität unserer Zeit gemeint ist und von Social Media bis KI reicht. Darunter verstehen wir aktuelle Entwicklungen der Aufmerksamkeitsökonomie, den Drang zu digitaler Selbstdarstellung und die permanente Onlinepräsenz als Normalität. Diese Vernetzung ist nicht nur das Fundament für Mainstream-Digitalkulturen; es ist ein Hilfswerkzeug für die allgegenwärtige Überwachung und die extraktive Aneignung von Werken und Daten durch Big-Tech. Die aktuelle Ausgabe von AMRO hinterfragt und kritisiert die digitalen Bedingungen, unter denen wir leben und arbeiten, noch stärker als bisher und widerspricht dem Allgemeinverständnis von KI, Netzwerken und Computern. Fürs Programm erforschen wir gerade alternative Ansätze, die im Vergleich zum Mainstream exzentrisch erscheinen mögen, aber der Keim für echte Umbrüche sein könnten. »Becoming Unreadable« bedeutet, sich der Überwachung durch Tech-Konzerne zu entziehen und unter dem Radar zu agieren. Erst dadurch können nicht-gewinnorientierte, digitale Kulturen und Community-Infrastrukturen im Bereich Medienkunst vorstellbar werden.

Das Motto ist definitiv von der internationalen Kooperation »Esoteric Ecotechnics. Irrational Computation and

Conspiratorial Networking« (31. MFRU/International Festival for Computer Arts, Maribor, Slowenien) inspiriert, entspringt aber auch dem Austausch mit der AMRO- & servus »core«-Community, so wie der Stadtwerkstatt.

Durch künstlerische Forschung und Theorie wird das Festival aktuelle Konzepte des Decomputing (Dan MacQuillan) untersuchen, um der algorithmischen Vereinfachung des Lebens entgegenzusteuern. Daraus entsteht die Idee der »Ent-Netzung«, um eine Gesellschaft zu denken, die eher auf Nähe, Ähnlichkeiten und Empathie basiert als auf synkopischen Verbindungen oder der Suche nach Viralität. Diese und andere Konzepte

werden verwendet, um den Effekten der gewinnorientierten Digitaltechnik entgegenzuwirken. Mehr dazu in den kommenden Wochen und auf <https://radical-openness.org/>

Versorgerin: Zusätzlich zu den Festivals und der kontinuierlichen Arbeit als cultural data center hat servus.at noch diverse weitere Reihen, Veranstaltungen etc. im Programm – was fermentiert da in den kommenden Monaten?

Davide Bevilacqua: Neben Research Labs und Infrastruktur gibt es gerade zwei Projekte, an denen wir kontinuierlich arbeiten: die Kooperation mit dem Theater Phönix zu kritischer Digitalisierung für Kunst und Kultur und die Community-Wissensaustausch-Serie »Sourdough«.

Als Netzwerkinitiative verfolgt servus mit Interesse und kritischer Haltung die aktuellen Entwicklungen hinsichtlich Automatisierung, LLMs, generative KIs und alles rund um den KI-Hype. In Kooperation mit dem Theater Phönix machen wir eine Serie von Experimenten und Analysen zu KI-Systemen und allgemein über den Digitalisierungzwang in Kunst und Kultur. Nach mehreren Konversationen mit Olivia Schütz, der Geschäftsführerin des Phönix und einigen Annäherungsworkshops mit dem Team vom Theater, wurde eine vertiefende Reihe gestartet, um konkrete Anwendungsbereiche von KI-gestützten Methoden auszuprobieren und zu evaluieren. Während des Prozesses wurde der Begriff »Kl« in seine Komponenten (Automatisierung durch Software, Data Analyse, Datenbanken, LLMs) entpackt und in internen Workshops erforscht. Ziel dabei ist, Tools und Praktiken zu bewerten und durch öffentliche Konversationen den sonst positivistischen, affirmativen Diskurs über KI und Kunst durch fundierte und ehrliche Beobachtungen zu ergänzen. 2025 wurden vier Arbeits-Sessions und zwei Talks organisiert, 2026 geht es darum, das Projekt weiter zu entwickeln und die Resultate zu veröffentlichen.



Sourdough ist ein Wissensaustauschprozess zwischen unseren Mitgliedern, die einmal pro Monat ihre Praxis präsentieren und ihre Expertise anderen in der Community vermitteln. Das Projekt folgt in der Intention der Next Cloud Residency (ab 2021, allerdings diesmal mit einem Fokus auf künstlerische Praktiken, die das gesellschaftliche Miteinander unterstützen und soziale relevante Themen im Verbindung mit Netzwerkgedanken (und manchmal -technologien) setzen. Der wiederkehrenden Metapher des Sourdough wird dabei genau gefolgt: einmal im Monat kommt ein Mitglied mit »Hefe im Glas« und gibt es weiter. Die Gäste können es mit nach Hause nehmen, den Inhalt

weiter kneten und gehen lassen und so weitere Geschmacksrichtungen lernen und entwickeln. Zwei Workshops haben bereits stattgefunden: ein erster über das Ermöglichen und Einrichten kultureller Infrastrukturen (eine Spezialität des Festival der Regionen) und ein zweiter mit Tina Leisch und der Schweigenden Mehrheit über die Verschränkung von Digitalen Plattformen, Big-Tech-Oligarchie und die Entwicklung von politischen Weltansichten.

Das Projekt ist von Tomiris Dmitrievskikh kuratiert und wird noch unter anderem Mz* Baltazar's Lab, F.I.S.T., Tamara Imlinger, fiftitu, Time's up und Maiz hosten – mit einer Abschlussausstellung im Herbst 2026, wo wir gemeinsam 30 Jahre servus.at feiern werden.

Davide Bevilacqua is a media artist and a curator interested in network infrastructures and technological activism, as well as in curatorial and artistic research about the framework conditions in which artistic practice is presented and transmitted to the audience. His current topics of research are the environmental impact of technology and internet sustainability, digital greenwashing practices and platform capitalism. Davide coordinates servus.at cultural program since 2018.

<http://www.davidebevilacqua.com/>
<https://core.servus.at/>

Wir sind für Sie da!

Jetzt und in Zukunft.
Ihre LINZ AG.



LINZ AG

servus.at thanks its Main Sponsor 2021-2025

A Level That The Fake Ones Can't Touch

Christian Wellmann war am 21.11. bei Electro Guzzi im Saal der Stadtwerkstatt und hat sich das neue Album »Liquid Center« angehört.



Foto: Klaus Pichler

Am meisten Blödsinn haben sich Bilder in einem Museum anzuhören. Sagt man. Oder Leute, die Konzertbesprechungen lesen. Sag ich. Als aussterbendes Genre der Musikkritik vom Print zum Kl-Erlebnisaufzettel-Gedudel im Netz degradiert. Rezension im Nischendasein. Wie alle DJs sind, sind alle BloggerInnen - und Livemusik wird abgeknipst, gefilmt, gehypt. Subjektivität im Mittelpunkt, nur jetzt noch viel narzisstischer. Auch schon egal, ob Kl oder nicht. Kann nur schlechter werden, der folgende Text schämt sich bereits dafür. Gedanken-Polaroids, Out Of Focus.

Wie oft hab ich die »Guzzis« schon gesehen? Zur Präsentation ihres 11. Albums »Liquid Center« wahrscheinlich ebenso oft, mindestens. Immer wieder ein leckeres Guzzi! Alte, neue Gesichter durften (wieder einmal) im Sardinendosen-gepackten STWST-Saal der Auflösung von Musik und Raum - Zeit sowieso! - ihr Kopfnicken/Popo-Wackeln schenken. Heimspiel-Vibes, mit einer ganz ausnahmsweisen Zugabe, wie sie vor dieser extra betonen. Immer etwas Besonderes, die Homebase zu bespielen, nach Sonar, Bergahn oder Japan. Es brummt, zirpt, wirbelt. Klar & Deep. Warm & Präzise. Kollektiv & Akustisch. Das Mot(t)o ist Guzzi(s). Elektro als kühle Techno-Abstraktion. Minimaler Dub-House. Freeflowing Sound-Teppich, zusammengeflickt vom Krautrock-mäßigen Puls, der oft wie ein Drumcomputer tönt. Kontinuität via Unterbetonung.

Verfeinert über die Jahre ist ihre »Formel« (zur Sound-Gestaltung) offener denn je: Ganz klar ist man jetzt (noch mehr) im Dubbigen gefestigt. Dub ist die Klammer des ganzen Auftritts, egal welche Genres auch angesteuert werden. Dub hält die Chose zusammen. Dub - als Rhythmus, Gefühl und Spontaneität - voll in sync. Der Bass legt das Fundament und zusammen mit den Drums/Percussion schaukeln sich polyrhythmische Grooves auf - bis die »Maschine« perfekt geölt läuft. Und wenn dann kein Blatt mehr zwischen die Rhythmus-Combo passt und die Gitarre als Synth (durch zig FX-Boxen gejagt) praktisch alles Melodiöse übernimmt und mit Loops in eine verhallte Echokammer plumpst, dann ist eben Raum gleich Zeit. Und Kinnläden beginnen zu rotieren. Der Loop wird zum Sample, nach dem sich die Bass/Drum-Einheit richtet. Soli sind die Effekt-Ketten und die Ereignisse, die sich dann herausschälen.

Elektronik wird wie Jazz gehandhabt - oder »Intuitive Tanzmusik«, so die Selbstbeschreibung. Die drei Elektro Guzzi-Feinmechaniker sind eine Einheit und das läuft ja schon selbstredend seit ihrem Bestehen seit beachtlichen 21 Jahren auf blindes Verständnis untereinander hinaus. Und natürlich sind sie auch deswegen so gut. Bei längeren Dub-Stücken - wie in »Solar«, mein Favorit vom neuen Album - hätte das noch gut eine Stunde so weiter gehen können. Bis man merkt, ja eh, nona, das ist eine Band (und kein DJ), die sich selber fordern muss und zeigt, dass man nicht nur das eine kann. Und eine Setlist hat, sowieso. Eigentlich funktioniert das dann letztendlich doch irgendwie als eklektisches DJ-Set - von da nach dort, ganz nach meinem Geschmack.

Das funktioniert mit ECM-Ambient-Jazzähnlichen Anklängen, Basic Channel/Rhythm & Sound-Reminiszenzen (= Neo-Dub-Meister) oder bluisigen, jazzigen UR-(Underground Resistance)-Electro-Orgelrockern. Von einem zum anderen, fordernd und doch zugleich leicht zugänglich und tanzbar. Aufkommende Kritik, das sei ja Elektronik für Gitarrenmusikmenschen, damit die auch mal Elektronik hören, knickt spätestens nach

dem ersten Song energetisch in sich zusammen. Ihre Dynamik lebt von Interaktion und dem Agieren und Reagieren aufeinander. Durch Zuhören und Vertrauen entsteht ihr Jazz-Dub-Detroit-Techno-Flow. Rau und hart (irgendwie), aber mit Soul.

Ihr neues Studio-Doppelalbum »Liquid Center« (Palazzo Recordings) ist (wahrscheinlich) komprimierter, abgespeckter als seine Vorgänger. Nicht wie sonst üblich in der elektronischen Musik, bestimmen bei ihnen Alben und nicht 12"es den bisherigen Output. Verhältnis 11:6. Der Sound wirkt zurückgenommener, subtiler - und entfaltet dabei eine umso stärkere Präsenz. Ein in sich stimmiges Album, das eigentlich wie ein Soundtrack funktioniert. Also nebenbei oder voll bewusst Zuhause anzuhören - oder im Club als Fischfutter für Anything-Goes-DJs mit Geschmack (gibt's die überhaupt noch?). Über ein Jahr hinweg arbeitete Elektro Guzzi an einer Aufnahmetechnik, die ihre Live-Energie in ein Klangbild überträgt, das auf Details im Sound setzt. Sie wollten keine »Clubenergie« in den Tracks haben: »Die Abstimmung zwischen den Instrumenten im Raum stimmt - dadurch spielen wir mehr aus einem Guss«, beschreibt das die Band. Dub schafft das Fundament. Dub als Roots der elektronischen Musik. »Lithosphere«, ein weiterer dubbiger Höhepunkt oder das Detroit-Technoide »Slipstream« glänzen, gelegentlich gibt es auch fast »Stadion-Rave«-ähnliche Phasen, die trotzdem boomen. Wie heißt's so schön bei Carl Craigs Innerzone Orchestra: »From the minds of the universe comes a new future, a future that brings the spirits together, inspiring beats from beyond, melodies from above ... a new level, a level that the fake ones can't touch.«

Christian Wellmann ist. Ist DJ aD, schreibt, kuratiert. Genügsam wie eine Ente im mit Comics kontaminierten Morast sich sauwohl fühlend, auf der porösen Gummimatratze, im Duftrosen-Design, die Schwanzfedern streckend.

Pakete von Menschen

Richard Schuberths neuer Roman »Der Paketzusteller« ist genau da am gelungensten, wo er seine Form ignoriert, meint Claus Harringer.

Ein Bekannter aus Nürnberg (schöne Grüße an S.P.) hat dereinst vor vielen Jahren - in Anlehnung an das damals gerade erschienene Buch *Blödmaschinen* von Markus Metz und Georg Seeßlen - die Kontakt-Plattform Facebook gegückt als »Dorfmaschine« charakterisiert. Wie zutreffend dies ist, illustriert Richard Schuberth bereits auf der ersten Seite seines Romans »Der Paketzusteller«: Hauptfigur Gerhild Pfister schreitet über den digitalen Anger, inspiert die neuen Postings auf den von ihr favorisierten Profilen und dirigiert die sich daraus entspinnenden Kommentarfehdens; in Antizipation dessen, dass dort nach ihrem (bereits im ersten Satz als bevorstehend annoncierten) krankheitsbedingten Tod alle Dinge ihren gewohnten Gang gehen würden. In dem von ihr zwischen 2016 und 2018 beaufsichtigten Facebook-Grätzeli herrscht sie als mitunter wohlwollende Despotin, die lobend und tadelnd ihren virtuellen Salon führt. Die dafür nötige Tagesfreizeit verdankt sie dem Umstand, dass sie - nach einer anfänglich erfolgversprechenden Karriere im Kunstbetrieb, in deren Verlauf die Anzahl von Kuratierungsangeboten und Preisverleihungen aber zunehmend sank, während der Altersabstand zu ihren »Mitbewerberinnen« größer wurde - durch eine Erbschaft davor bewahrt wurde, vom *vivre en précarité* in eine unglamörsere Armutsvariante abzudriften. Eine ihrer Online-Einkaufstouren bringt sie in Kontakt mit dem eponymen Paketzusteller, der sich als gebürtiger Iraner namens Haydar entpuppt und mit dem sie in Folge eine Liebesbeziehung beginnt. Diese endet durch sein plötzliches (aber nicht ganz unangekündigtes) Verschwinden, woraufhin Gerhild sich daran macht, dessen Hintergründen nachzuspüren und zunächst von einem Mord an Haydar durch dessen halsabschneiderischen Chef ausgeht. Wie von Richard Schuberth zu erwarten, ist das Buch voll scharfsinniger Beobachtungen, kluger Gedanken und kenntnisreichen Ausführungen² zu diversen gesellschaftspolitischen Themen und Diskussionen (von den Mechanismen psychologischer Kämpfe um Aufmerksamkeit in digitalen Soziotopen bis hin zur Ausbeutung in der Paketlogistik), für die er auch adäquaten sprachlichen Ausdruck findet: Wo andere mit stilistischer Eleganz auf Kriegsfuß stehen



oder bestenfalls in Fernbeziehung leben, pflegt Richard Schuberth hier intimeren Umgang.³ Als Essayist, Aphoristiker und Erzähler zeichnet ihn aus, Gedanken und Form durch ihre Verbindung wechselseitig mit Scharfsinn und Witz anzureichern (etwa in schönen Sätzen wie »Was die Gesellschaft für genial erklärt, ist bloß die Luxus-Edition ihrer Mittelmäßigkeit«). Wenn er aber - wie beim Paketzusteller geschehen - die Romanform wählt, brennt dies seinen Charakteren mitunter das Kainsmal auf, bloße Figuren zu sein: Sie artikulieren Innenleben und Gedanken mit der gleichen druckreichen Wortgewandtheit wie die erzählende Außenperspektive. Dadurch tendieren sie zu Folienexistenzen, welche primär dazu da sind, die Formulierkünste des Autors abzubilden. Besonders deutlich bauchreden die Figuren in den - für sich genommen sehr vergnüglichen - Einschüben wie Gerhilds *Facebook Diaries* oder auch ihrem Mailverkehr mit Magazinen behufs einer Artikelveröffentlichung, deren Witz auch ohne Kenntnis ihrer vermutlichen Vorbilder funktioniert. Kurz gesagt: Wer sich von einem Roman klassisch durchgebildete Charaktere erwartet, deren Leuchtkraft nicht daher stammt, dass sie um den Autor kreisen und davon befremdet ist, dass jemand aus dem Stand rhetorisch versierte Manifeste raushaut, wird vor allem aus der ersten Hälfte weniger Befriedigung ziehen - in der zweiten schwächt sich dieser Eindruck ab, da die Erzählperspektive viel größeren Raum einnimmt. Anders betrachtet ließe sich wiederum argumentieren, dass sich der Autor nicht klüger als seine Figuren macht, wenn sich beider Ausführungen auf demselben Reflexionsniveau befinden. Nachdem der Roman als genuine Erzählform des bürgerlichen Zeitalters in postbürgerlichen Zeiten ohnehin einen Anachronismus darstellt, verhält es sich aber eventuell auch wie bei Beckett, dessen Figuren Adorno als »Stümpfe von Menschen« bezeichnet hat. Diejenigen im Paketzusteller könnten (und hier passt das überstrapazierte Verb tatsächlich) gelesen werden als das, was der digitale Überwachungskapitalismus aus ihnen gemacht hat: High-Performance-Funktionsmarken, die ihre Oberflächen allseits auf eine möglichst präsentable Präsenz poliert haben müssen, deren Triebökonomie darauf ausgerichtet ist, sich narzisstisch im Glanz derer zu bewundern, die sich selbst in ihnen spiegeln wollen, sich dabei permanent selbst kommen-

tieren und letztlich weniger als die Summe ihrer Kommentare ausmachen. Bezeichnenderweise sind die Figuren am berührendsten, wenn sich als Rudimente (bzw. Atavismen) Elemente organischen Lebens einschleichen (Besuche bei der Mutter im Altersheim, Leben mit einer Krebserkrankung). Der Epilog löst schließlich die zu Beginn vergegenwärtigte Situation ein, dass auf Facebook ohne sie alles so weiterlaufen werde wie bisher - allerdings nicht so, wie sie es sich vorgestellt hat. Dass die Online-Existenz letztlich einen schalen Abglanz darstellt, drängt sich der Protagonistin gegen Ende beim Betrachten eines Laptops auf:

»All die kleinen Spielzeugmenschen, mit denen sie so gerne gespielt hatte, mochten dort drinnen in dem metallischen Gehäuse weiter ihr beengtes Leben führen, es sprach aber nichts dafür, die Spieldose zu öffnen. Hatte sie sich je für die digitalen Wesen dort interessiert?«

[1] Darüber, warum die Handlung des Romans in dieser Zeit angelegt ist, lässt sich spekulieren - es mag daran liegen, dass Facebook da noch unangefochtener Platzhirsch im Plattformkapitalismus, noch nicht prominent mit Wahlbeeinflussung über Microtargeting à la Cambridge Analytica assoziiert und auch noch kein Teil einer größenwahnsinnigen *Meta Platforms, Inc* war. Also bevor es für Big-Tech Alphamännchen Usus war, beim US-Präsidenten zu antichambrieren, um sich im Andienen von Gefälligkeiten und Ehrfurchtsbezeugungen (»Bro-Jobs«) zu überbieten.

[2] Und ja, auch sympathisch-läunigem Klamauk, wenn etwa Gerhild Pfister auf ihre Nachbarin Hergild Pfitzner trifft, bzw. auch an andere Stellen, an denen der Autor die Handlung mittels einer unverhohlen grotesken Konstruktion in der Tradition des *Deus ex machina* vorantreibt, statt derer eine plausible - aber zugleich weniger hübsche - Idee stehen könnte, wie um zu verdeutlichen, dass es um das wie jetzt grade nicht geht.

[3] Anders formuliert: Während ein Franz Xaver Kroetz die »Ein-Mann-Wirtshausschlägerei« (Robin Detje) wählt, ist Schuberths Waffengattung das Florettfechten.

Richard Schuberth: Der Paketzusteller ist im Herbst 2025 als Hardcover bei Drava erschienen.

Claus Harringer ist Redakteur der Versorgerin.

STADTWERKSTATT VERANSTALTUNGEN DEZ/JAN/FEB/MRZ

DEZEMBER.

- 05.12. **Deaf Rabbits - No:Signal** // techno, rave // 22:00
06.12. **Monobrother, Digga Mindz** // hiphop, rap // 20:00
11.12. **Mavi Phoenix, Filly** // pop, rock, alternative // 20:00
12.12. **Bass.Invadaz** // dnb, jungle // 22:00
13.12. **Pauls Jets, Elsa** // indie, pop, rock // 20:00
17.12. **tam club** // experimental, electronic // 19:00
18.12. **Lukas Lauermann, BELT** // alternativ, classic, indie, pop // 19:30
19.12. **Jesolo 80s XMas-Hüttenzauber** // trash, 80s // 22:00
20.12. **Caorli XMas Sauna** // party, dance // 22:00

JÄNNER.

- 05.01. **Fireclath pres.** // reggae, dancehall // 21:00
09.01. **trouble by design, Miese Möwe** // 20:00
16.01. **Von Seiten der Gemeinde** // rap, hiphop // 20:00
17.01. **Southgemacht - AusländerHaus** // electronic, party, afrohouse, bailefunk, dance // 20:00
21.01. **Vom Berg in den Club** // Bruckneruni Coop // 20:00
22.01. **Odd Couple** // rock, alternative, garage // 20:00
23.01. **Hangover Society** // punk, soli // 20:00
24.01. **meduxa soli rave** // techno, acid // 20:00
28.01. **tam club** // experimental, electronic // 19:00
30.01. **Mojo Incorporated** // funk // 20:00

FEBRUAR.

- 07.02. **Wurst vom HundBall** // ball // 19:00
12.02. **Sample As That** // beat, sample // 20:00
13.02. **Bass.Invadaz** // dnb // 22:00
14.02. **lukaskoenig** // experimental, jazz, electronic // 20:00
21.02. **O WOW Konzertabend: Turtlenecks Album Release** // funk, 60s // 20:00
27./28.02. **LNZ Carnival** // reggae dancehall & afrobeats jungel dub // 20:00

MÄRZ.

- 05.03. **PLF** // experimental, electronic // 20:00

Aktuelle Infos auf club.stwst.at
Kunstevents auf events.stwst.at



OFFEN

vergoren für
mehr Geschmack.

Seit 1321.



Weitra
Bräu
BIER WERKSTATT

bierwerkstatt.at